

Barbara Degen: Das Herz schlägt in Ravensbrück. Die Gedenkkultur der Frauen. Opladen & Farmington Hills: Budrich Verlag, 2010

Volkhard Knigge, Rikola-Gunnar Lüttenau, Jens-Christian Wagner (Hg.): Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg. Weimar: 2010

Hans-Gerd Warmann: „Herr Abrahamson, Ihre Synagoge brennt!“. Geschichten zur Stettiner Geschichte. Kückenshagen: Scheinen Verlag, 2009

Christian Nürnberger: Mutige Menschen. Widerstand im Dritten Reich. Stuttgart, Wien: Gabriel Verlag, 2010

Hubert Brieden, Tim Rademacher: Luftwaffe, Judenvernichtung, totaler Krieg. Guernica, Lomzia, Warschau, Coventry. Deutsche Geschichtspolitik, Traditionspflege in der Garnisonsstadt Wunstorf, Vergessene Geschichte in Hannover-Langenhagen. Neustadt: Region und Geschichte, 2010

Eckart Conze, Norbert Frei, Peter Hayes, Moshe Zimmermann: Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik. München: Karl Blessing Verlag, 2010

Erinnerungs- und Forschungsstätte Johann-Georg-Elser (Hg.): Ein Blick ins Archiv. Dokumente und Aufzeichnungen aus der Königsbronner Gedenk- und Forschungsstätte. Schriftenreihe Nr. 11. Königsbronn: 2010

Madeleine Lurf: Buchenwaldkinder – eine schweizer Hilfsaktion. Humanitäres Engagement, politisches Kalkül und individuelle Erfahrung. Zürich: Chronos Verlag, 2010

Christopher Browning: Die Endlösung und das Auswärtige Amt. Das Referat D III der Abteilung Deutschland 1940-1943. Stuttgart: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2010.

Historischer Verein für Mittelbaden – Mitgliedergruppe Nordrach (Hg.): Deportiert aus Nordrach. Das Schicksal der letzten jüdischen Patientinnen und Angestellten des Rothschild-Sanatoriums. 2009

Elizabeth Harvey: Der Osten braucht dich. Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik. Hamburg: Hamburger Edition, 2010

Michael Kißener (Hg.): Rhein Hessische Wege in den Nationalsozialismus. Studien zu rhein Hessischen Landgemeinden von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Diktatur. Worms: Worms-Verlag, 2010

Gerd R. Ueberschär (Hg.): Handbuch zum Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus in Europa 1933/39 bis 1945. Berlin, New York: de Gruyter, 2011

Gute Geschäfte – Kunsthandel in Berlin 1933–1945

„Gute Geschäfte“ – der Titel des Katalogs zur gleichnamigen Ausstellung, der im folgenden besprochen wird, ist von den Organisatoren der Ausstellung absichtlich mehrdeutig gewählt. Die Ambivalenz des Berliner Kunsthandels zwischen 1933 und 1945 soll dem Leser schon im Titel begegnen. „Gute Geschäfte“ können sowohl Läden mit qualitativ hochwertigen Waren und guter Beratung sein als auch aktive Handlungen mit oftmals zwielichtigen Methoden – Geschäftemacherei. Doch was bedeutet das für den Kunsthandel Berlins zwischen 1933 und 1945?

Galeristen, die ihr Handwerk verstanden und es mit Engagement ausführten, stehen zum Beispiel denen gegenüber, die von dem System der nationalsozialistischen Verfolgung profitierten wollten. Diesem Umstand versuchen Ausstellung und Katalog nachzugehen. Dargestellt werden keine endgültigen und umfassenden Ergebnisse, sondern die Geschichte von 14 verschiedenen Kunsthändlern, wie zum Beispiel von Alfred Flechtheim oder Helene Scheduikat. Neben diesen 14 Artikeln beschäftigt sich der mehr als 200 Seiten umfassende Band aber auch mit dem Thema Reichskulturkammer oder den rechtlichen Rahmenbedingungen.

Die Geschichte der 14 Kunsthändler und Galerien steht somit nicht losgelöst für sich alleine, sondern ist in den Kontext der Kunst und Kunstpolitik der NS-Zeit eingebettet und ermöglicht dem Leser so ein breiteres und umfassendes Wissen für die Vorgänge des düstersten Kapitels der deutschen Kunstgeschichte. Kurz und prägnant geschrieben lässt der Katalog viel Raum für Abbildungen von Gemälden, Fotografien und Akten. Auf diese Art und Weise bekommt man, auch wenn man die Ausstellung im aktiven Museum Berlin nicht selbst gesehen hat, eine Vorstellung wie diese wohl ausgesehen haben könnte.

Gleichzeitig wird dem Leser beim Durchstöbern der einzelnen Artikel immer wieder die zu Beginn des Kataloges erwähnte Ambivalenz vor Augen geführt, so etwa im Artikel über den Kunsthändler Leo Spik. Schon als junger Mann hatte er seine erste Kunsthandlung eröffnet, in der er Kopien aus den Dresdner und Staatlichen Berliner Museen verkaufte. Seit 1929 war der ausgebildete Restaurator bei der Handelskammer als Kunstexperte eines Auktionshauses angestellt. Im Oktober 1935 erwarb er das Auktionshaus „Union“, bei dem er zuvor stiller Teilhaber gewesen war. In den darauffolgenden Jahren versteigerte er Hunderte von Einrichtungen und Kunstwerken aus „nichtarischem Besitz“. An diesen Zwangsversteigerungen, die vom Reichs- und preußischen Finanzministerium veranlasst wurden, verdiente Spik zehn Prozent Versteigerungsgebühr vom Gesamtumsatz. In der ersten Jahreshälfte von 1941 betrugen die Versteigerungsumsätze 1 290 120 Reichsmark. Da Leo Spik immer mehr Kunstgegenstände versteigerte, konnte er schon bald den Namen seiner Firma in Kunstversteigerungshaus „Union“ Inhaber Leo Spik umbenennen. Obwohl seine Räume in Berlin am 15. Februar 1944 vollständig zerstört worden waren, wollte Spik weiter Kunst versteigern. In einer Annonce kündigte er wohl die letzte Versteigerung von Gemälden alter und neuer Meister und Möbeln des Zweiten Weltkrieges an.

Leo Spik war am 1. Mai 1933 in die NSDAP eingetreten, ab 1939 gehörte er der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt und dem Reichsschutzband an. Deshalb stellte er wohl auch, nachdem er kurz vor Kriegsende in russische Kriegsgefangenschaft geraten war, am 15. März 1946 einen Antrag auf Entnazifizierung. Nachdem sie bewilligt war und Spik seine Kunstgüter und seine Bibliothek hatte zurückholen können – sie waren 1945 ausgelagert worden und unbeschädigt geblieben – meldete er bereits 1947 „Leo Spik Kunstversteigerungen“ beim

Handelsregister an. Es folgten Niederlassungen in München und Bad Kissingen. 1965 erhielt er das Bundesverdienstkreuz für seine Verdienste um das deutsche Auktionswesen. Bis zu seinem Tod hatte er 462 Kunstauktionen geleitet. Seine Familie führt das Auktionshaus bis heute weiter.

Der Katalog bietet einen spannenden Einblick in die Geschichte des Berliner Kunsthandels von 1933 bis 1945, allerdings muss in den kommenden Jahren und Jahrzehnten mit Sicherheit im Bereich des Kunsthandels stetig weitergeforscht werden, damit aus „beispielhaften Dokumentationen“, wie sie die Ausstellungsmacher am Anfang des Kataloges nennen, „umfassende Ergebnisse“ werden können. Vielleicht bieten Ausstellung und Katalog für einige Wissenschaftler einen Anreiz dieses Thema, das im Vergleich zu Themen wie Kunststraub und Restitution bis jetzt eher im Hintergrund der Betrachtung stand, weiterzuverfolgen und zu erforschen.

Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin (Hg.): Gute Geschäfte. Kunsthandel in Berlin 1933 – 1945. Berlin 2011

Jessica Strobl

Meuten – Broadway-Cliquen – Junge Garde

Der Autor beschreibt ausführlich die ihm bekannten Jugendbünde und -organisationen in Leipzig vom Ende der Weimarer Republik bis in die Nachkriegszeit. Dabei bezieht er sich für die Zeit vor 1933 insbesondere auf die Jugendverbände der KPD und SPD sowie die Gruppen der Bündischen Jugend, die er nach konfessionellen und nicht konfessionellen Bünden gliedert. Erst für die Zeit ab 1933 erwähnt er die Hitlerjugend, wobei der Verfasser in einem Halbsatz begründet, dass laut Aktenlage die HJ in Leipzig vor 1933 „nicht in größerem Umfang in Erscheinung getreten“ (S. 63) sei.

Warum die „Junge Garde“, eine Zeitschrift des kommunistischen Jugendverbands Deutschlands (KJVD), im Titel des Buches Erwähnung findet, bleibt offen. Vielleicht spielte hier der Einfluss der Aufsatzsammlung über oppositionelle Jugend im „Dritten Reich“ von Wilfried Breyvogel („Piraten, Swings und Junge Garde“, Bonn 1991) eine Rolle. Jedenfalls beschäftigt Lange sich ausführlich mit der kommunistischen Jugendopposition durch den KJVD und mit der Bündischen Jugend während der frühen Phase nach der NS-Machtergreifung und trägt hier eine Vielzahl von Einzelheiten fleißig zusammen. Sodann schildert er viele Details zu den sich bildenden Meuten und Cliquen als oppositionelle Subkulturen im Leipziger Jugendmilieu. Dabei stützt er sich partiell auf Archivmaterialien sowie auf 18 Interviews mit ehemaligen Angehörigen jugendoppositioneller Gruppen und der Hitlerjugend. Leider werden im Laufe des Buches nur einzelne Schlüsselsätze aus den Interviews wiedergegeben; es bleibt für den Leser nicht nachvollziehbar, ob hier noch andere Informationen zu finden gewesen wären, die von dem Autor nicht genannt worden sind. Einen Anhang mit umfangreichen Auszügen aus den Interviewtexten hätte man sich gewünscht. Überhaupt sind zahlreiche kleinere Fehler in dem Buch zu finden: Namen werden nicht korrekt geschrieben (so schreibt Lange durchgehend dj 1.11 statt dj.1.11; Hugo Fritzsche statt Hans Fritzsche; Kreuzschar statt Kreuzfahrer; Jensen statt Jansen und so fort), und Literaturangaben sind unvollständig (beispielsweise weist Lange auf den autobiografischen Roman des Leipziger Rolf Pabst „Aufzeichnungen aus 1001 Jahr“ hin, ohne in einer Fußnote den Erscheinungsort zu nennen, im Literaturverzeichnis taucht der Titel erst gar nicht auf). Trotz des langen Forschungszeitraumes erscheinen die Ergebnisse häufig zufällig. Man hätte sich gewünscht, dass das Buch vor

dem Druck nochmals von einem Fachmann gelesen worden wäre.

Nichtsdestominder stellt das Buch eine Fleißarbeit dar, die zwar inhaltlich für den Bereich Jugendopposition und Jugendbünde im Allgemeinen wenig Neues zu bieten hat, dem an Leipzig Interessierten jedoch durch die Vielzahl an Details als weiterer Baustein zur Aufarbeitung der regionalen Jugendgeschichte dient.

Auch der Ausblick auf die Zeit nach 1945 gibt interessante und ausführliche Informationen: So stellt Lange fest, dass viele Mitglieder der ehemaligen Bündischen Jugend nach 1945 in den Westen gingen. Warum diese Entwicklung eintrat, bleibt allerdings offen und wäre eine Anregung für eine weitere Studie im Bereich der gesamtdeutschen Jugendgeschichte.

Alexander Lange: Meuten – Broadway-Cliquen – Junge Garde. Leipziger Jugendgruppen im Dritten Reich. Köln: Böhlau-Verlag, 2010.

Achim Freudenstein

Buchenwaldkinder

„Im Juni 1945, nur wenige Wochen nach Kriegsende, kamen 374 junge Menschen aus dem befreiten Konzentrationslager Buchenwald in die Schweiz. Ihnen sollte ein sechsmonatiger ‚Erholungsaufenthalt‘ ermöglicht werden.“ (S. 13). Knapp und nüchtern stellt Madeleine Lurf den Untersuchungsgegenstand ihrer 2008 an der ETH Zürich eingereichten Dissertation vor, um anschließend auf über 400 Seiten die Motive, Interessen, Umstände und Folgen der sogenannten „Buchenwald-Aktion“ detailliert herauszuarbeiten.

Schon der Begriff „Buchenwaldkinder“ weist auf einige entscheidende Probleme der Hilfsaktion hin. Zwar stand das Angebot, Kinder aus einem deutschen Konzentrationslager für eine befristete Zeit in der Schweiz aufzunehmen, in der Tradition der „Kinderzüge“, die seit dem Ersten Weltkrieg Minderjährige aus kriegsversehrten Ländern zur Erholung in die Schweiz gebracht hatten. Die offizielle Offerte, Verfolgung des Naziregimes in der Schweiz aufzunehmen, stellte jedoch einen Bruch mit der Flüchtlingspolitik der vorangegangenen Kriegsjahre dar, als unzählige Schutzsuchende an den Schweizer Grenzen abgewiesen oder gar aus der Schweiz wieder ausgewiesen worden waren.

Wie Madeleine Lurf zeigt, bemühte sich die Schweizer Regierung zu dieser Zeit um bessere Beziehungen zu den Westalliierten. Da jedoch ein Beitritt zum Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNRRA) aufgrund der eigenständigen Neutralität nicht möglich war, bot die diesem Zweck im Mai 1945 gegründete „Schweizer Spende“ die prestigeträchtige Aufnahme von 2000 „displaced children“ unter zwölf Jahren für einen Zeitraum von sechs bis zwölf Monaten an. Die Kinder sollten möglichst nicht staatenlos sein, damit ihre Aus- bzw. Weiterreise gesichert sei. Zuvor hatten bereits jüdische Organisationen darum gebeten, 400 Waisenkinder aus Buchenwald in der Schweiz aufzunehmen.

Die UNRRA reagierte auf das Schweizer Angebot mit der Bitte, 350 13- bis 16-jährige Kinder aus Buchenwald aufzunehmen. Dies entsprach zwar nicht den schweizerischen Vorstellungen, konnte jedoch aus Gründen der Glaubwürdigkeit und im Sinne einer guten zukünftigen Zusammenarbeit nicht abgelehnt werden. Am 23. Juni 1945 traf schließlich ein Zug mit 350 Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus dem Konzentrationslager Buchenwald ein, nachdem tags zuvor bereits 27 Schwerkranke mit einem Ambulanzwagen der Bahn in Basel angekommen waren. Neben zwei Säuglingen, einer Familie mit zwei fünf- und zehn Jahre alten Söhnen sowie einem von seinem Vater begleiteten Sechsjährigen war ein Elfjähriger das jüngste Kind ohne Begleitung. Alle anderen waren älter als zwölf Jahre. Jüngere Kinder hatten das Konzentrationslager kaum überlebt. Mehr als 200 der Flüchtlinge waren gar älter als 17 Jahre. Trotz Plänen,

diese „Illegalen“, die zum Teil ihre Ausweispapiere gefälscht hatten, wieder abzuschleppen, wurden alle in der Schweiz aufgenommen.

Das geplante Prestigeobjekt, Kinder aus deutschen Konzentrationslagern zur Erholung vorübergehend in der Schweiz aufzunehmen, löste sich also schon bei Ankunft des Transportes in Luft auf. Stattdessen wurden die Beteiligten auf eidgenössischer Seite mit der Realität der Nachkriegsmigration konfrontiert, wobei ihnen angesichts der selbst gewählten Öffentlichkeit keine andere Wahl blieb, als auch diese ungewollte Gruppe aufzunehmen und zu versorgen. Die vermeintlich über 17-Jährigen wurden der Fremdenpolizei zur Betreuung übergeben, für die Jüngeren übernahm die Schweizer Spende die Verantwortung. Daneben konkurrierten verschiedene jüdische Organisationen um die Sorge für die fast ausnahmslos jüdischen Flüchtlinge.

Nach der Vorstellung der beteiligten Organisation und ihrer wichtigsten Akteure sowie einer Beschreibung der Zusammensetzung der „Buchenwald-Gruppe“ werden im Hauptteil der Arbeit die Unterbringung und Betreuung der Flüchtlinge in den unterschiedlichen Lagern und Heimen sowie Privatunterkünften anschaulich nachgezeichnet. Hinzu kommt eine ausführliche Übersicht über den Alltag der MigrantInnen, insbesondere in den Bereichen Schule und Ausbildung, Arbeit aber auch Freizeit. Ein kurzes Abschlusskapitel zeichnet die Wege derer nach, die gemäß den ursprünglichen Intentionen der Schweizer Regierung wieder aus- bzw. weiter reisten.

Außer Akten der „offiziellen Schweiz“ – darunter fasst Lurf neben Regierung und Polizei auch die halbstaatliche Hilfsorganisation „Schweizer Spende“ und die „Kinderhilfe“ des Schweizer Roten Kreuzes (SRK, Kh) – hat die Autorin insbesondere die Personendossiers des Verbandes Schweizerischer Jüdischer Flüchtlingshilfen (VSJF), Unterlagen des Schweizerischen Israelischen Gemeindebundes und jüdischer Alijah-Gruppen sowie private Nachlässe von an der Aktion Beteiligten ausgewertet. Hinzu kommen einzelne Zeitzeugeninterviews. Dies ermöglicht es ihr, die Wege vieler ehemaliger „Buchenwaldkinder“ vor Beginn und nach Auslaufen der Hilfsaktion ab Sommer 1946 nachzuzeichnen, die teils weiter in der Schweiz, teils nach Palästina/Israel und teils in andere Länder vertrieben. Für diesen qualitativen Teil der Studie wertete sie 114 VSJF-Dossiers der Flüchtlinge, etwa ein Drittel der gesamten Gruppe, ausführlich aus.

„Buchenwaldkinder“ profitiert von dieser Kombination aus der Analyse politischer Intention und administrativer Praxis einerseits und der empirischen Nachzeichnung der Lebenswege der Migranten und ihrer Agenden andererseits. Das Buch ist trotz diverser Wiederholungen und gleichzeitiger Verstreutheit von Informationen angenehm zu lesen und bleibt selbst in vermeintlich „trockenen“ Teilkapiteln zu administrativen Aspekten überaus spannend. Für die europäische Migrationsgeschichte der Nachkriegszeit ist „Buchenwaldkinder“ über den engen Fokus auf die Überlebenden von Verfolgung und Vernichtung hinaus ein methodisch und inhaltlich wichtiger Beitrag.

Madeleine Lurf: „Buchenwaldkinder“ – Eine Schweizer Hilfsaktion. Humanitäres Engagement, politisches Kalkül und individuelle Erfahrung. Zürich: Chronos 2010.

Marcel Berlinghoff

Rettungswiderstand in Europa

Die Aufgaben waren überall die gleichen: Unterkunft gewähren, Verstecke finden, Lebensmittel und Kleidung beschaffen, falsche Papiere besorgen, Fluchtwege erkunden ... Doch die Bedingungen im Deutschen Reich, in den von der Wehrmacht überfallenen Ländern Europas, in den mit Hitlerdeutschland verbündeten Ländern, in den neutralen Staaten und in

Neuzugänge

Alexander Lange: Meuten-Broadway-Cliquen-Junge Garde. Leipziger Jugendgruppen im Dritten Reich. Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 27. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2010

Corinna von List: Frauen in der Résistance 1940–1944. Der Kampf gegen die „Boches“ hat begonnen. Paderborn, München, Wien, Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh, 2010

Oliver von Wrochem (Hg.): Das KZ Neuengamme und seine Außenlager. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerung, Bildung. Neuengammer Kolloquien, Bd. 1. Berlin: Metropol Verlag, 2010

Uwe Fleckner, Max Hollein (Hg.): Museum im Widerspruch. Das Städel und der Nationalsozialismus. Berlin: Akademie Verlag, 2011

Fritz Kiltthau: Menschengesichter. Die jüdische Bensheimer Familie Bauer. Bensheim: Geschichtswerkstatt Jakob Kindinger, 2010

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Ein Täter, Mitläufer, Zuschauer, Opfer in der Familie. Materialien zu biografischen Familienrecherchen. Neuengammer Studienhefte, Heft 1. Hamburg, 2010

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Nationalsozialistische Germanisierungspolitik und ihre Folgen. Das Beispiel Slowenien. Neuengammer Studienhefte, Heft 2. Hamburg, 2010

Renate Dreesen, Lea Dror-Batalion: Jüdische Berufsfachschule Masada Darmstadt. Katalog zur Ausstellung. Exhibition Catalog. Darmstadt, 2011

Günter Grau: Lexikon zur Homosexuellenverfolgung 1933–1945. Institutionen – Kompetenzen – Betätigungsfelder. Berlin: LIT-Verlag, 2011

Renate Knigge-Tesche, Peter Reif-Spirek (Hg.): Hermann Louis Brill. Widerstandskämpfer und unbeugsamer Demokrat. Wiesbaden: Thrun-Verlag, 2011

Heinrich Fink, Cornelia Kerth (Hg.): Einspruch! Antifaschistische Positionen zur Geschichtspolitik. Köln: Papyrossa, 2011

Tobias Ebbrecht: Geschichtsbilder im medialen Gedächtnis. Filmische Narrationen des Holocaust. Bielefeld: Transcript Verlag, 2011

Jan Korte, Dominic Heilig (Hg.): Kriegsverrat. Vergangenheitspolitik in Deutschland. Analysen, Kommentare und Dokumente einer Debatte. Berlin: Dietz-Verlag, 2011

Ulf Schmidt: Hitlers Arzt Karl Brandt. Medizin und Macht im Dritten Reich. Berlin: Aufbau Verlag, 2009

Neuzugänge

Stéphane Hessel: Indignez vous!. Montpelier: Indigène éditions, 2010

Stéphane Hessel: Empört Euch!. Berlin: Ullstein, 2011

Claude, Lanzmann: Der patagonische Hase. Erinnerungen. Reinbek: Rowohlt, 2010

Gerhard Menk: Waldeck im Dritten Reich. Voraussetzungen und Wirken des Nationalsozialismus im hessischen Norden. Korbach, Wiesbaden: Wolfgang-Bonhage-Museum Korbach und Lebenshilfe-Werk Kreis Waldeck-Frankenberg e.V., 2010

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 (Hg.): Es lebe die Freiheit! Jugendliche gegen den Nationalsozialismus. Katalog zur Ausstellung. Frankfurt am Main: 2011

Daniel Blatman: Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords. Hamburg: Rowohlt, 2011

NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln (Hg.): Köln im Nationalsozialismus. Ein Kurzführer durch das EL-DE-Haus. Köln: Emons-Verlag, 2011

Dieter Schiffmann, Hans Berkessel, Angelika Arenz-Morch (Hg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus auf dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz. Wissenschaftliche Darstellung und Materialien für den Unterricht. Mainz: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2011

Silvio Peritore, Frank Reuter (Hg.): Inszenierung des Fremden. Fotografische Darstellung von Sinti und Roma im Kontext der historischen Bildforschung. Heidelberg: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, 2011

Daniel Azuélos (Hg.): Alltag im Exil. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011

Dagmar Stuckmann: Gebt Raum den Frauen. 100 Jahre Internationaler Frauentag in Bremen. Wiesbaden: Thrun-Verlag: 2011

Christine Fischer-Defoy, Kaspar Nürnberg (Hg.): Gute Geschäfte. Kunsthandel in Berlin 1933–1945. Katalog zur Ausstellung. Berlin: 2011

MBR & apabiz (Hg.): Berliner Zustände 2010. Ein Schattenbericht über Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus. Berlin: 2010

Rüdiger von Voss: Der Staatsstreich vom 20. Juli 1944. Politische Rezeption und Traditionsbildung in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Lukas Verlag, 2011

den Staaten der Alliierten konnten unterschiedlicher Natur nicht sein. In seinem zutiefst beeindruckenden Werk über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit beschreibt Arno Lustiger die jeweiligen Rahmenbedingungen, unter denen sich Menschen der Ermordung der jüdischen Bevölkerung entgegenstellten. In Polen zum Beispiel wo vor der Shoah mit über drei Millionen die meisten Juden lebten, wurde die Rettung jüdischer Leben generell mit dem Tode bestraft. Im Deutschen Reich hatte der „verbotswidrige Umgang mit Juden“ die Verhaftung durch die Gestapo, die Einweisung in ein KZ und den möglichen Tod oder Gefängnis- und Zuchthausstrafen zur Folge. Wie die Untersuchung missglückter Hilfeleistungen zeigt, waren in hohem Maße Spitzel und Denunzianten für die Verhaftungen verantwortlich – ohne sie wären Gestapo und Sicherheitsdienst nicht so erfolgreich gewesen. Den Länderbeschreibungen folgen im Buch biografische Skizzen der Retter und Retterinnen.

Wer waren die Judenretter? Es waren Einzelne aus allen Schichten der Gesellschaft, die auf sich allein gestellt einen Juden oder eine jüdische Familie versteckten, und es gab ganze Netzwerke, die das Leben von Versteckten sicherten oder Fluchten organisierten. Es ist der noch jungen Retterforschung nicht gelungen, ein gemeinsames Persönlichkeitsprofil der Retter und Retterinnen zu erstellen: „Zu groß waren die Unterschiede der beteiligten Personen, der Länder, in denen sie lebten und der sozialen Schichten, aus denen sie stammten. Gemeinsam ist ihnen allen: der Wille zu handeln, zu retten und dabei mussten sie alle die Angst vor der schweren Drangsal im Falle der Entdeckung überwinden“ (S. 21). Arno Lustiger erweitert den Kreis der Retter und Retterinnen. Seit 1962 ehrt der Staat Israel mit der von Yad Vashem verliehenen Auszeichnung „Gerechte der Völker“ nichtjüdische Retter von Juden; diesen Ehrentitel, der von Geretteten beantragt und sorgfältig geprüft wird, erhielten bis heute 23.778 Menschen aus 44 Staaten. Ausgeschlossen blieben vor allem jüdische Retter und Menschen, die die strengen Kriterien nicht erfüllten. So finden sich unter den biografischen Skizzen seines Buches viele Berichte über jüdische Retter und andere bisher nicht gewürdigte Menschen: „In diesem Buch gibt es keine Hierarchisierung; was für mich zählt, ist die Bereitschaft der Retter, ihre und ihrer Angehörigen Freiheit, Gesundheit und Leben einzusetzen, um den ihnen manchmal unbekannt Menschen beizustehen und sie zu retten. Ihnen gebührt eine, wenn auch sehr späte, Würdigung“ (S. 24). Viele von ihnen kannte Arno Lustiger persönlich.

Yad Vashem verlieh drei kollektive Ehrungen: an das Dorf Nieuwlande im Nordosten der Niederlande, an das Dorf Le Chambon-sur-Lignon im Département Haute-Loire im französischen Zentralmassiv und an den dänischen Widerstand. In Nieuwlande konnten die beiden Landwirte Johannes Post und Arnold Douwes alle 117 Einwohner ihres Dorfes überzeugen, in jedem Haus mindestens eine jüdische Familie oder mehrere jüdische Kinder aufzunehmen. Sie bauten mit Hilfe des jungen Juden Max Leons ein bis nach Amsterdam reichendes Netzwerk auf und es gelang ihnen, einige hundert Juden, unter ihnen viele Kinder, mit gefälschten Papieren in ihr Dorf zu bringen. Johannes Post wurde im Juli 1944 bei einem Überfall auf eine Zuteilungsstelle für Lebensmittelkarten gefasst und hingerichtet, Arnold Douwes wurde noch im Frühjahr 1945 denunziert, doch es gelang dem holländischen Widerstand, ihn kurz vor seiner Hinrichtung zu befreien.

Le Chambon-sur-Lignon war ein überwiegend von Protestanten bewohntes Bergdorf; es gab hier eine von den hugenottischen Vorfahren herrührende Tradition, Verfolgten und Armen Asyl zu gewähren. Nach den Judenrazien im August 1942 öffnete die Gemeinde ihre Türen für jüdische Flüchtlinge; bis 1945 wurden zwischen 3.500 und 5.000 Juden gerettet. Neben den drei Pastoren hatten Frauen eine wichtige Rolle: Sie organisierten die Unterkunft auf den verstreut liegenden Höfen, in Pensionen und Schulen und erkundeten Fluchtwege in die Schweiz. Man suchte auch Kontakte zu anderen Hilfsorganisationen, so zu

den in Marseille ansässigen Vertretern der Quäkerorganisation American Friends Service. Das Dorf wurde zur Sammelstelle für Flüchtlinge, die in die Schweiz fliehen wollten.

98 Prozent der in Dänemark lebenden oder dorthin geflüchteten Juden konnten vom dänischen Widerstand gerettet werden. Zwischen 5.000 und 8.000, unter ihnen 1.500 Flüchtlinge aus Deutschland, wohnten, gut in die Gesellschaft integriert, in Kopenhagen. Vor der ersten (und einzigen) Deportation am 1./2. Oktober 1943 hatte Georg Duckwitz, ein für das Auswärtige Amt arbeitender Schifffahrtssachverständiger, die Jüdische Gemeinde Kopenhagen gewarnt; so konnten die Deutschen statt der geforderten 6.000 Menschen lediglich weniger als 500 Juden in das KZ Theresienstadt deportieren. Unmittelbar danach rief der Dänische Freiheitsrat, ein Zusammenschluss der lokalen und beruflichen Widerstandsgruppen, dazu auf, den Juden zu helfen. Schweden, bisher strikt „neutral“, erklärte sich zur Aufnahme aller jüdischen Flüchtlinge aus Dänemark bereit. Ärzte und Pflegepersonal richteten in den Kopenhagener Kliniken Auffangstationen ein, in denen sie Juden, die auf Bootsplätze nach Schweden warteten, als Patienten getarnt, betreuten und schließlich weiterleiteten. Studenten machten sich auf, in die Wälder geflohene Juden zu suchen und sie in die Krankenhäuser zu bringen. Bei der Rettung der dänischen Juden halfen „neben etwa tausend Fischern, Seeleuten, Zubringern, Finanziers oder Gastgeber auf dem Land ... rund hundert beteiligte Retter, die zum Großteil – untypisch für den europäischen Widerstand insgesamt – aus der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht stammten ... 22 Dänen wurden schon früh als Gerechte geehrt; alle anderen Personen aus dem dänischen Widerstand wurden später auf eigenen Wunsch in einer gemeinschaftlichen Ehrung zusammengefasst“ (S. 255).

Polen ist das einzige europäische Land, dessen (Exil-)Regierung die Rettung von Juden zur nationalen Aufgabe erklärte. Dazu wurde „Zegota“ gegründet, zu deren Gründungsmitgliedern neben Wladyslaw Bartoszewski auch Maria Kann, eine erfolgreiche Kinder- und Jugendbuch-Autorin, gehörte. Seit Beginn der deutschen Besatzung war sie in der Armia Krajowa, der größten militärischen Widerstandsorganisation Polens, aktiv. Sie wohnte in der Nähe des Warschauer Ghettos und war an der Rettung jüdischer Kinder beteiligt. Als Zeugin der Massenmorde veröffentlichte sie im September 1943 im Untergrund die Broschüre Na oczach swiata (Vor den Augen der Welt); Sie schrieb: „Vor den Augen der Welt und unseren eigenen Augen wurde ein Volk ermordet, wir haben tatenlos zugeschaut. Das Blut Wehrloser schreit zum Himmel nach Rache. Wer mit uns diesen Protest nicht unterstützt – der ist kein Katholik. Man muss die Verbrechen sofort stoppen“ (S. 149). In seinem Gastbeitrag schreibt Feliks Tych, Direktor des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau: „In vergleichbarem Umfang (wie von Zegota, Vf.) wurden Rettungsaktionen von dem geheimen Jüdischen Nationalen Komitee durchgeführt, das auch auf ‚arischer Seite‘ wirkte und mit Zegota zusammenarbeitete. Die Klöster spielten eine bedeutende Rolle bei der Rettung jüdischer Kinder. Der größte Teil der Juden (von 3,3 Millionen lediglich 360.000, Vf.) überlebte jedoch nicht im Rahmen organisierter Strukturen, sondern dank der Hilfe und Initiative einzelner Menschen oder Familien, die auf eigenes Risiko handelten“ (S. 132). Dies spiegelt sich in den von Arno Lustiger ausgewählten biografischen Skizzen wider, die über das mutige Handeln von Äbtissinnen, einem Boxkämpfer, einem Kindermädchen, einer Zwangsarbeiterin, einer Hausgehilfin, einem Ingenieur, Bauernfamilien, einem Partisanenkommandeur und vielen anderen berichten. Bis heute wurden 6.266 Polen als Gerechte geehrt.

Den Rettungswiderstand im Deutschen Reich schildern Gastbeiträge von Beate Kosmala, Nina Gaiser, Norbert Reichling, Petra Bonavita, Johannes Winter und Wolfram Wette, von dem auch das Vorwort stammt, in dem er noch einmal darauf hinweist, dass der Begriff Rettungswiderstand, inzwischen in der deutschen Widerstandsforschung akzeptiert, bereits

vor zehn Jahren von Arno Lustiger, dem Überlebenden und Historiker des jüdischen Widerstands, entwickelt wurde. In seinen biografischen Skizzen würdigt Arno Lustiger den Berliner Juden Dagobert Lewyn, der sein Überleben als „Stadtnomade“ seinem Mut, seiner Beharrlichkeit, seinem Lebenswillen und der Hilfe widerständiger Berliner verdankte, die Gräfin Maria Maltzan, eine der wenigen Überlebenden des Solf-Kreises, den Kommunisten August Sapandowski, die Zirkusleute Maria und Adolf Althoff, die Buchenwald-Häftlinge Robert Siewert, Franz Leitner und Wilhelm Hammann, den Industriellen Ernst Leitz, den Soldaten Heinz Drossel und viele andere.

Eine Dokumentation über den Rettungswiderstand in Europa wäre unvollständig, ohne den „Zielort Palästina“ und die schwierigen, gefährlichen Wege dorthin zu beschreiben. 1922 hatte der Völkerbund Großbritannien das Mandat über Palästina erteilt; wichtigster Auftrag des Mandatsvertrages war „die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“. Bis zum Kriegsbeginn hatten zionistische Organisationen die Auswanderung aus Hitlerdeutschland nach Palästina geleitet, insbesondere durch die von Recha Freier in Berlin gegründete Kinder- und Jugend-Alija. Deren Ziel war, unter Umgehung der britischen Einwanderungsbestimmungen junge, besonders für die Landwirtschaft ausgebildete Menschen nach Palästina zu bringen. Seit Sommer 1941, mit dem Beginn der Deportationen, der Ghettoisierung und der physischen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung, ging es – angesichts der neuen Dimensionen der Shoah in Osteuropa – darum, so viele Menschen wie möglich nach Palästina zu bringen. Der Weg dorthin ging über die Donau und das Schwarze Meer. Arno Lustiger schildert die höchst schwierige Arbeit von Bertold Storfer, einem getauften Juden, der im März 1940 auf Befehl der SS die Leitung der Schiffstransporte aus dem Deutschen Reich und dem Protektorat Böhmen und Mähren übernommen hatte. Storfer konnte bis März 1943 auf legalem und illegalem Weg 2.042 österreichische und 7.054 Juden aus dem übrigen Reichsgebiet die Auswanderung nach Palästina ermöglichen. Da Storfer, der im November 1944 in Auschwitz ermordet wurde, Jude war, wurde er nicht von Yad Vashem geehrt. Auf den gefährlichen Weg über die Donau und das Schwarze Meer machten sich zwischen März 1938 und Dezember 1944 82 Schiffe, meist alte, nicht mehr seetüchtige Kähne. Über 20 wurden von den Briten angehalten, ihre Passagiere meistens in Internierungslager gebracht. Zwei Schiffe wurden von sowjetischen U-Booten versenkt, ihre Passagiere ertranken, andere gerieten in Seenot, und nicht immer konnten die Menschen gerettet werden.

Arno Lustiger widmet seine eindrucksvolle und bewegende Dokumentation „dem Feldwebel Anton Schmid, Marianne Cohn und allen anderen Helden des Rettungswiderstandes in Europa“. Die 1935 von Berlin nach Frankreich geflüchtete Marianne Cohn hatte sich in der OSE (Oeuvre de secours aux enfants, Kinderhilfswerk) engagiert, jüdische Kinder betreut und zusammen mit Emmanuel und Mila Racine deren Transport in die Schweiz organisiert. Im Frühsommer 1944 wurde sie bei Annemasse verhaftet. Ein Fluchtangebot lehnte sie ab, weil sie die Kinder nicht allein in den Händen der Deutschen lassen wollte. Trotz Folter verriet sie weder Fluchtrouten noch Vertrauensleute. Sie wurde am 8. Juli 1944 ermordet aufgefunden. Ihr Schicksal wird unter anderem in der jüngsten Ausstellung des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945 „Es lebe die Freiheit – Junge Menschen gegen den Nationalsozialismus“ gewürdigt.

Anton Schmid, geboren am 9. Januar 1900 in Wien, hatte bereits 1938 einigen jüdischen Bekannten zur Flucht verholfen. Im Spätsommer 1941 wurde er mit seiner Einheit nach Litauen verlegt und als Leiter einer Sammelstelle für versprengte Wehrmachtssoldaten nach Wilna abkommandiert. Seine Dienststelle befand sich im Bahnhof, ihr waren einige Werkstätten angegliedert. Bis zu seiner Verhaftung Ende Januar 1942 transportierte er mit seinen Lastwagen und selbst ausgestellten Marschbefehlen über 300 Juden nach Weißrußland, wo ihr Leben zu diesem Zeitpunkt

noch nicht so bedroht war wie in Litauen. In den Werkstätten beschäftigte er 140 jüdische Handwerker, die er mit „gelben Scheinen“ ausstattete, um sie und ihre Familien bei Razzien zu schützen, und versorgte sie mit Lebensmitteln. „Wenn man Erzählungen und Berichte über seine für ihn lebensgefährlichen Hilfsaktionen liest,“ schreibt Arno Lustiger, „muss man sich wundern, wie er all das neben seinem regulären Dienst bewältigen konnte“ (S. 97). Zudem knüpfte er Kontakte zur jüdischen Widerstandsbewegung: Seine Wohnung war Treffpunkt für Kuriere und Kurierinnen, die sich hier von den Strapazen ihrer Fahrten ausruhten und neue Aufträge entgegen nehmen konnten. Abba Kovner, Kommandant der Partisanen in der Region Wilna, schilderte beim Eichmann-Prozess in Jerusalem die Taten von Anton Schmid als die „verblüffendsten und seltensten Episoden in der Geschichte dieser Zeit“ (S. 98). Anton Schmid wurde am 13. April 1942 hingerichtet. 1964 ehrte ihn der Staat Israel als „Gerechten“.

Arno Lustiger: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2011.

Ursula Krause-Schmitt

Widerstand in Rheinland-Pfalz

Wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, dass Schüler dem Thema Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht eher abwehrend gegenüberstehen. Oftmals haben sie den Eindruck die historische Rollenverteilung bereits zu kennen. Denn nicht nur die Schule bietet Informationen zu diesem Thema, auch das Fernsehen, Zeitschriften und Zeitungen sind voll damit. Allerdings haben die Schülerinnen und Schüler nur selten einen direkten Bezug zur NS-Zeit. Mit dem hier besprochenen Werk soll jungen Menschen in Rheinland-Pfalz die NS-Zeit vergegenwärtigt werden, indem es regionale Bezüge herstellt und junge Menschen dadurch in ihrem persönlichem Umfeld berührt.

Die 304 Seiten umfassende Broschüre ist aufgeteilt in wissenschaftliche Artikel über den Widerstand auf dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz, sowie in einen praktischen Teil, der Unterrichtsmaterialien und Aufgabenstellungen zu diesem Thema enthält. Neun wissenschaftlichen Beiträge führen in das Thema ein und verschaffen den Lehrenden einen Überblick. Sie sind gut gegliedert und aufeinander aufbauend. Peter Steinbach eröffnet das Werk mit einem allgemeinen Überblick über die Widerstandsgruppen in Deutschland. Der darauffolgende Artikel, verfasst von Axel Ulrich, gibt einen Einblick in den Widerstand auf dem gesamten Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz. Es folgen Beiträge über den politischen und kirchlichen Widerstand in Rheinhessen, über die Haltung der katholischen Kirche im Bistum Mainz. Zuletzt wird in vier unterschiedlichen Artikeln der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Pfalz, im Koblenzer Raum, im Westerwald und im Raum Trier beschrieben. Der gesamte wissenschaftliche Teil ist mit Bildern von im Widerstand tätigen Menschen illustriert. Auch sind Zeitungsartikel, Dokumente und Flugblätter aus der Zeit des Nationalsozialismus abgedruckt. Diese beleben den Text und veranschaulichen das Geschriebene. Auch einige Biographien sind zu finden.

Der zweite Teil der Broschüre besteht aus Unterrichtsmaterialien zum Widerstand auf der regionalen Ebene des heutigen Rheinland-Pfalz. Sie sollen, laut den Autoren des Einführungskommentars, Hans Berkesel und Marco Hörnig, „Schülerinnen und Schülern einen unmittelbaren Zugang zum Widerstand in der NS-Zeit bieten, der sie in ihrer eigenen Lebenswelt berührt und ihr Interesse weckt.“ Die Betrachtung der eigenen Wohn- oder Schulorte bzw. Orte in der näheren Umgebung sollen Schülerinnen und Schüler für die NS-Zeit interessieren mit dem Ziel, sich in ihrer

Neuzugänge

Petra Bonavita: „Was ihr getan habt ...“ Zivilcourage und Widerstand. Ausstellung zum 100. Geburtstag von Pfarrer Heinz Welke. Frankfurt am Main, 2011

Eberhard Kolb: Bergen-Belsen. Geschichte des „Aufenthaltslagers“ 1943–1945. Berlin: LIT Verlag, 2011

Jürgen Zimmerer: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust. Berlin: LIT Verlag, 2011

Curt Geyer, Walter Loeb u.a.: Fight for Freedom. Die Legende vom anderen Deutschland. Materialien für Aufklärung und Kritik. Freiburg: ça ira Verlag: Freiburg, 2009

Viola B. Georgi, Rainer Ohliger (Hg.): Cross-over Geschichte. Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft, Hamburg: Edition Körber-Stiftung, 2009

Internationale Föderation der Widerstandskämpfer (Hg.): 60 Fédération internationale des Résistants (FIR) – Association antifasciste. 1951–2011. Berlin: 2011

Silke van Dyk, Alexandra Schauer: „... daß die offizielle Soziologie versagt hat“. Zur Soziologie im Nationalsozialismus, der Geschichte ihrer Aufarbeitung und der Rolle der DGS. Essen: 2010

Siegfried Bär: Der Untergang des Hauses Rascher. Ein Dokumentarroman von Siegfried Bär. Freiburg: Eigenverlag, 2011

Christina Ullrich: Ich fühl mich nicht als Mörder. Die Integration von NS-Tätern in die Nachkriegsgesellschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2011

Friedrich Kellner: Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne. Tagebücher 1939–1945. Göttingen: Wallstein Verlag, 2011

Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hg.): Medien im Nationalsozialismus, Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, Wilhelm Fink Verlag, 2010

Rolf Buchterkirchen: „... und wenn sie mich an die Wand stellen.“ Desertion, Wehrkraftzersetzung und Kriegsverrat von Soldaten in und aus Hannover 1933–1945, Neustadt: Edition Region und Geschichte, 2011

Gine Elsner: Schattenseiten einer Arztkarriere: Ernst Wilhelm Baader (1892–1962): Gewerbehygieniker & Gerichtsmediziner, Hamburg: VSA, 2010

Initiative Stolpersteine für Rotenburg a.d. Fulda, Förderkreis Ehemaliges Jüdisches Ritualbad, Jüdisches Museum Rotenburg (Hg.): In Memoriam. 43 Rotenburger Opfer des Holocaust, Rotenburg a.d. Fulda: 2011

Buchbesprechungen

eigenen Heimat auf die Spuren der Widerständler zu begeben.

Durch die Präsentation von Quellen wie beispielsweise Bilder, Zeitungsartikel, Flugblätter und Karten, wird den Schülern schon während des Unterrichts das Vergangene greifbar gemacht. Die häufige Nutzung der Originaldokumente ist lobenswert, gerade auf Schüler wirkt dies authentischer. Jedoch sind einige der abgedruckten Quellen verblasst und schwer zu lesen, was das für Schulen notwendige Kopieren schwierig machen könnte. Die Materialien sind alle gut strukturiert, sie beginnen mit einem Einführungstext, der den Schülern Hintergrundinformationen zu dem jeweiligen Themenschwerpunkt geben soll. Auf die Texte folgen Quellen mit einigen Aufgaben, die von den Schülern bearbeitet werden können. Diese sind klar formuliert und die besonders schwierig zu lösenden Arbeitsaufträge sind mit einem Ausrufezeichen markiert. Ebenso bietet jedes der 29 Arbeitsblätter Anregungen für Hausaufgaben. Auf den letzten Seiten des Werkes finden sich Lösungsvorschläge, Quellennachweise und weiterführende Literaturtipps für die Lehrenden. Die Herausgeber der Materialien waren außerdem bemüht, den zeitlichen Rahmen einer Unterrichtsstunde im Auge zu behalten. Obwohl es aufgrund der aufeinander aufbauenden wissenschaftlichen Beiträge zu der einen oder anderen Wiederholung kommt, ist ein sehr lesenswertes Werk herausgekommen. Vor allem die Lehrunterlagen sind mit viel Umsicht und Sorgfalt zusammengestellt, und es bleibt zu hoffen, dass viele Lehrerinnen und Lehrer einen Blick hinein werfen werden.

Dieter Schiffmann, Hans Berkessel, Angelika Arenz-Morch (Hg): Widerstand gegen den Nationalsozialismus auf dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz. Mainz: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2011.

Anna-Lena Sieber

Herrenmensch in Prag: Schleyers erste Karriere

15. März 1939. Angesporn durch das „Münchener Abkommen“ zwischen Großbritannien, Frankreich, Italien und dem Deutschen Reich besetzen rund 350.000 Wehrmachtssoldaten die so genannte „Resttschechei“. Sechs lange Jahre sollte die damit beginnende deutsche Herrschaft aus Raub, Verfolgung und Terror bestehen.

Dies ist der historische Kontext, mit dem das Buch von Erich Später über das jüdische Ehepaar Waigner, ihre Villa in Prag, und über Hanns Martin Schleyer beginnt. Aufgrund der Ideologie vom „Großdeutschen Reich“ wurde die vormals demokratische CSR nun endgültig zerstückelt und zum „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“ erklärt, das dem Wahn der Nazis zufolge „germanisiert“ werden musste. Ernst Klundt, enger Mitarbeiter von Konrad Henlein, dem Führer der Sudetendeutschen Partei, verlangt im Oktober 1938 in einer geheimen Denkschrift die Liquidierung der tschechischen Demokratie: „Dieser Raum“, so Klundt, „muß in die außenpolitische und militärische Oberhoheit des großdeutschen Reiches gelangen, weil das deutsche Volk und sein Staat nur Herr in Mittel- und Südosteuropa sein kann, wenn es der Herr von Böhmen ist ... (Um) das zu erreichen, gibt

es gegenüber dem tschechischen Volk nur zwei Möglichkeiten: a) Beseitigung durch Ausrottung oder Aussiedlung, b) Einbau in das Dritte Reich und die weltanschauliche Grundlage dieses Reiches.“

Dass es an den Absichten der Deutschen nichts zu deuteln gibt, ist vielen Tschechen bereits lange vor jenem 15. März klar; allein das Wort „Eindeutschung“, das im Zusammenhang mit der Invasion Realität wird, bedeutete konkret die Etablierung eines Rassenstaats und damit Ausplünderung und Vernichtung. Am Ausbau des deutschen Behemoths in der Tschechoslowakei ist ab Juli 1941 auch ein zu jener Zeit erst 26-jähriger SD-Mitarbeiter beteiligt: Hanns Martin Schleyer. Schleyer, seit Juli 1933 bei der SS, hatte sich erste Lorbeeren in der NS-Studentenbewegung verdient und war Leiter des Heidelberger Studentenwerks geworden. Über Innsbruck und die dortige Universität führt ihn seine Karriere schließlich nach Prag, wo er die Leitung des Studentenwerks der „Deutschen Karls-Universität“ übernimmt. Im Frühjahr 1943 tritt er zudem als Sachbearbeiter in den „Zentralverband der Industrie für Böhmen und Mähren“ ein. Der Zentralverband ist unter anderem für die „Arisierung“ der tschechischen Wirtschaft und die Beschaffung von Zwangsarbeitern für das Deutsche Reich zuständig. Hier bringt es Schleyer bis zum persönlichen Sekretär des Präsidenten Bernhard Adolf und gelangt dadurch an einen der wichtigsten Bereiche der deutschen Macht im Protektorat; gleichzeitig bleibt er für den SD tätig.

Die Villa Waigner ist zu diesem Zeitpunkt bereits zweieinhalb Jahre „arisiert“ und in Besitz des Deutschen Reiches. Die rechtmäßigen Eigentümer, Emil und Marie Waigner, sind längst tot. Ihre Spur verliert sich 1942 in Mauthausen und Auschwitz. Auf dem Anwesen der Waigners wohnt seither der Besatzungsfunktionär Friedrich Klausning, damals Rektor der Deutschen Universität und glühender Hitleranhänger. Sein persönliches „Stalingrad“ erlebt Klausning am 20. Juli 1944: Sein Sohn Friedrich Karl ist Adjutant Claus von Stauffenbergs und gehört damit zum engsten Verschwörerkerkreis gegen Hitler. Dem Vater bleibt letztlich nur der Selbstmord, um – nach nationalsozialistischer Gesinnung – die Familienehre zu retten. Nach dem Ende Klausnings erhält Schleyer den Zuschlag für die Villa. Aufgrund seines rasanten Aufstiegs in SS und der Protektoratsverwaltung gehört er inzwischen zur Elite und will nun auch dementsprechend repräsentativ in Prag wohnen. Im Januar 1944 steigt Schleyer schließlich bis zum „Führer im Reichssicherheitshauptamt“, der Zentrale des Vernichtungskriegs, auf. Dies kann Erich Später anhand in seinem Buch erstmals publizierter Dokumente belegen. Neben Fotos von Marie und Emil Waigner sind etwa der Brief über die Einreichung des „Ahnennachweises“ Schleyers, der Aufnahmeantrag seiner späteren Frau Waltraud Ketterer in die NSDAP, Schleyers Heiratsverlaubnis durch den „Reichsführer SS“, sowie seine Ernennung zum „Führer im Reichssicherheitshauptamt“ abgedruckt.

Erich Später: Villa Waigner. Hanns Martin Schleyer und die deutsche Vernichtungselite in Prag 1939–45. Hamburg: Konkret Literaturverlag, 2009

Markus Bitterolf

Gehasst, instrumentalisiert oder angedient?

„Gehasst oder instrumentalisiert“ betitelt Alexander Zinn Anfang der 1990er Jahre einen Aufsatz zur Rolle der Soziologie im Dritten Reich.

Lange Zeit galt die professionelle Soziologie als Opfer des NS-Regimes. Die Entwicklung des Fachs sei von den Nazis „gewaltsam unterbunden“ (Rene König), ja das gesamte „Aufklärungsprogramm“ der Disziplin sei mit deren geschlossenem Weltbild unvereinbar gewesen (Rainer Lepsius).

Mit ihrem Band: „... dass die offizielle Soziologie versagt hat“ geben die Autorinnen Silke van Dyk und Alexandra Schauer einen neuen, sehr lesenswerten Abriss der Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), ihrer Beziehung zum Naziregime, sowie den Versuchen der Aufarbeitung der disziplinen-eigenen Vergangenheit vor. In sieben bebilderten Kapiteln wird die politische Geschichte der DGS von ihrer Gründung 1909 bis in die Nachkriegszeit rekonstruiert: Die Machtergreifung der Nazis traf die DGS in Zeiten personeller Neuorientierung (wichtige Gründerväter wie Max Weber und Georg Simmel waren während oder kurz nach dem 1. Weltkrieg verstorben). Gleichzeitig war die junge Disziplin noch stark mit sich selbst beschäftigt.

Wie der Band zeigt, flüchteten sich die professionellen Gesellschaftsbeobachter in abstrakte Beschreibungen und verzichteten auf eine Auseinandersetzung mit den aktuellen politischen Umwälzungen. Sowohl der Versuch der Entpolitisierung als auch die „Strategie der Selbstgleichschaltung“ (welche die Aufnahme linientreuer Wissenschaftler und den Ausschluss jüdischer oder emigrierter Mitglieder vorsah) des damaligen DGS-Vorsitzenden Leopold von Wiese scheiterten 1933 an den „Jenaer Rebellen“.

Eine Initiative Jenaer Sozialwissenschaftler markierte den endgültigen Sündenfall der deutschen Soziologie: Ihre Forderungen liefen auf die aktive Andienung an die neuen politischen Herren heraus. Unter ihrem Druck wurde der Vorstand der DGS ab- und Hans Freyer als „alleiniger Führer“ eingesetzt. Unter seiner Amtsführung wurde die Arbeit der DGS ab dem Jahr 1934 effektiv eingestellt. Ob es sich bei der Entscheidung Freyers um den Schlussstein der von Leopold von Wiese begonnenen Strategie der Selbstgleichschaltung, oder aber um einen radikalen Schritt zur Vermeidung der Kompromittierung der Disziplin handelte, war lange umstritten. Anhand der, von den Autorinnen zusammengetragenen Informationen erscheint ein nobler Rettungsakt Freyers jedoch unwahrscheinlich. Die DGS schien teilweise aus Übereinstimmung mit dem neuen Regime, teilweise aus Resignation jeden Versuch, eine wissenschaftliche Opposition zu entwickeln, aufzugeben. Das sozialwissenschaftliche Vakuum wurde von den Jenaer Rebellen gefüllt, die bereits 1934 auf dem „Treffen deutscher Soziologen“ ihre Nähe zum System zum Ausdruck brachten.

Die umfangreiche Presseschau zum Jenaer Soziologentreffen führt zu einer Kernaussage des Bandes: Von einer wesensmäßigen Unvereinbarkeit der Soziologie und der Nazi-Ideologie kann keine Rede sein. Die „Deutschen Soziologen“ waren mit dem Versuch, ihre Disziplin im „politisch-völkischen Geschehen“ zu verankern vielmehr überaus erfolgreich. Damit wird die Erzählung der „Auslöschung der Soziologie im Nationalsozialismus“ als Mythos entlarvt, den Verfolgungs- und Exilbiographien stehen soziologische Karrieren unter dem Hakenkreuz entgegen! Die Wirkmächtigkeit dieses Mythos, der einen „eigentümliche[n] Konsens zwischen Emigranten und Sympathisanten des NS-Regimes“ darstellte, bestimmte auch die ersten Jahre der Aufarbeitung innerhalb der DGS. So sind vor allem die letzten Kapitel des Bandes auch für Nicht-Soziologen interessant. Anhand ausgewählter Biografien und der Geschichte sozialwissenschaftlicher Forschungsinstitute wird

die bemerkenswerte personelle und inhaltliche Kontinuität der deutschen Soziologie belegt. Die schnelle Wiederbelebung der deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahr 1946 fügt sich in die allgemeine Stimmung im Nachkriegsdeutschland, in dem „alles aufs Vergessen angelegt zu sein“ schien, wie Max Horkheimer bemerkte.

Der Band von van Dyk und Schauer zeigt am Beispiel der DGS die Mechanismen und Motive der (Selbst-)Verstrickung eines Berufsverbandes im Nationalsozialismus. Die deutsche Soziologie hat in doppelter Weise versagt: Wissenschaftlich unfähig oder nicht willens, die gesellschaftlichen Umbrüche zu analysieren, wurde auch der Versuchung, sich den neuen Verhältnissen anzudienen nicht widerstanden.

Silke van Dyk, Alexandra Schauer: „... daß die offizielle Soziologie versagt hat“. Zur Soziologie im Nationalsozialismus, der Geschichte ihrer Aufarbeitung und der Rolle der DGS. Essen: Deutsche Gesellschaft für Soziologie, 2010.

Alexander Ruser

Sigmund Rascher – Genese eines KZ-Arztes

Wenn in den Jahren unmittelbar nach Kriegsende die Diskussion über NS-Medizinverbrechen aufkam, fiel unvermeidlich als erstes der Name „Rascher“. Dr. med. Sigmund Rascher (12.2.1909 bis 26.4.1945) hatte von März 1942 bis April 1944 unter Himmlers Protektion Versuche an Insassen des KZs Dachau für Heer und Luftwaffe mit zumeist tödlichem Ausgang durchgeführt. Mit Beginn der 1960er Jahre wurde es still um ihn. Mit dem aufkommenden Holocaust-Bewusstsein in der westlichen Gesellschaft hatte ihm Josef Mengele aus Auschwitz den Rang abgelauften.

Siegfried Bär (ein nom de plume) legt hier die erste Biografie Raschers vor. Er hat hierzu nicht nur die Akten des Nürnberger Ärzteprozesses erneut gesichtet, sondern vor allem bisher unerschlossenes Material aus dem Bundesarchiv (Raschers Privatkorrespondenz) und dem Staatsarchiv München (Ermittlungen der Kripo gegen das Ehepaar Rascher wegen Kindesentführung u.a.) ausgewertet, dazu Aussagen über Rascher aus der Nachkriegszeit von Freunden, Bekannten, Vorgesetzten und Kollegen sowie dessen Häftlings-Mitarbeitern in Dachau. Das umfangreiche Material aus Raschers „Umfeld“ wird von Bär kritisch hinterfragt, waren diese Personen doch alle mehr oder weniger in die kriminellen Machenschaften Raschers verstrickt oder wussten zumindest von ihnen und versuchten nach dem Krieg, ihren – inzwischen toten – ehemaligen Kollegen, Bekannten oder Chef in den schwärzesten Farben zu malen, um selbst um so leuchtender dazustehen – und das mit beachtlichem Erfolg.

Der Autor ist von Beruf Molekularbiologe, hat lange Jahre in der Grundlagenforschung und zuletzt 16 Jahre als Redakteur einer Fachzeitschrift zu medizinischen Diagnose- und Arzneimittelbewertungsverfahren gearbeitet. Er kennt sich also in Raschers Fachgebiet aus (was von einem „normalen“ Historiker nicht erwartet werden kann), und es erklärt auch sein Interesse am „Fall“. (Nebenbei: es gibt keinerlei persönliche Beziehungen zwischen dem Autor und der Familie Rascher.) Er hat einen spannend zu lesenden „Dokumentarroman“ geschrieben, keine klassische, Fußnoten gesättigte Monographie, und stilistisch bewusst sowohl auf wissenschaftlichen Jargon als auch auf ritualisierte Floskeln von Abscheu und Empörung verzichtet. Er nennt seine Quellen und versichert auf Ehrenwort, dass

er keine Fakten erfunden und nur gelegentlich Details in den Dialogen „nachempfunden“ habe.

Bär beschönigt nichts, nennt die Menschenversuche Raschers mit zumeist tödlichem Ausgang – Höhenlage- und Unterkühlungsversuche für die Luftwaffe, sowie Versuche mit einem angeblich blutstillenden Mittel bei Schussverletzungen für das Heer – das, was sie waren: Verbrechen. Er macht zudem deutlich, dass diese Versuche methodisch schlampig durchgeführt wurden und ihr Erkenntnisgewinn sowohl für die Wissenschaft, als auch für die (militärische) Praxis daher nahe Null war. Dies ist, nebenbei gesagt, in Fachkreisen seit langem bekannt und wurde schon von Raschers Kollegen in der Luftwaffe seiner Zeit vermutet. Hier betritt Bär also kein Neuland.

Sein Hauptinteresse gilt jedoch der Persönlichkeit Sigmund Raschers: Was für ein Mensch war er? Wo kam er her? Was machte ihn zum Mörder im weißen Kittel? Um diese Fragen zu beantworten, holt Bär weit aus, schildert detailliert das familiäre Umfeld, in dem Sigmund Rascher aufwuchs, geprägt von Theorie und Praxis der Theo- und Anthroposophie (der Bär höchst kritisch gegenüber steht). Es entsteht das Bild eines persönlich durchaus lebenswürdigen und hilfsbereiten, an materiellen Dingen wenig interessierten, intellektuell nur mittelmäßig begabten, zu ausdauernder, disziplinierter Arbeit (wie sie die Wissenschaft verlangt) unfähigen, dafür aber um so ehrgeizigeren Mannes, der kruden medizinischen Theorien (Blutkristall-Diagnosen für Krebs und Schwangerschaft) anhängt, und den Angst vor beruflichem Versagen und seine Liebe zu Himmlers Ex-Geliebter Nini Diehl, einer wahren Lady Macbeth aus der Trogerstraße, in letzter Konsequenz zum Massenmörder werden ließ.

Sigmund Rascher war Partei- und SS-Mitglied, aber kein eifriger Nazi. Er unterschrieb nie Privatbriefe mit „Heil Hitler“ und hatte auch keine Funktion in einer NS-Organisation inne. Er war auch nicht mehr Antisemit als der „brave, anständige Deutsche“ (Adolf Hitler) von nebenan, setzte sich sogar höheren Orts für Juden ein und beschäftigte, als privilegierte Häftlinge, zwei „Halbjuden“ als engste Mitarbeiter auf seiner Versuchsstation. Er war keineswegs das Monster, die „Bestie in Menschengestalt“, zu der ihn die Medien gemacht haben. In seinem Bösen steckte – dies zeigt Bär deutlich – letztlich viel zu viel Banales. Ohne den Krieg wäre der Rudolf-Steiner-Anhänger Sigmund Rascher sehr wahrscheinlich ein netter, freundlicher Arzt für alternative Heilverfahren geworden, so wie sein Vater Hans und sein Onkel Fritz.

Siegfried Bär: Der Untergang des Hauses Rascher. Freiburg i. Br.: Selbstverlag, 2011

Joachim Neander

Erinnerungen aus Riga

Als ein Ort von faschistischen Verbrechen während der Jahre 1941 bis 1945 ist die lettische Stadt Riga in den letzten zwanzig Jahren immer mehr in das historische und politische Bewusstsein gerückt. Seit 1990 ist in steigendem Maße die europaweite Dimension des Vernichtungsgeschehens der Shoah wahrnehmbar. In diesem Zusammenhang ist es immer deutlicher geworden, dass die Ermordung der lettischen Juden der Ermordung der Juden aus Deutschland vorausgegangen ist.

Zusammen mit den Konzentrations- und Außenlagern in den Vororten sowie den Stätten der Erschießungen in den umliegenden Stadtwäldern steht das Ghetto in Riga heute als Symbol

für die Internierung und Erschießung der einheimischen jüdischen Bevölkerung sowie dem Verscharren der Ermordeten – so wie Auschwitz zum Symbol für die Vergasung und die anschließende Verbrennung von Juden geworden ist.

Trotz der Bedeutung dieses Ortes und der Kollaboration von Teilen der einheimischen Bevölkerung wird das Problem der Mittäterschaft in der Gesellschaft Lettlands noch weitgehend verdrängt und tabuisiert. Bestenfalls wird sie in der lettischen akademischen wissenschaftlichen Forschung thematisiert. Demgegenüber drängen die Juden in Lettland gegenwärtig – völlig zu Recht – darauf, dass die Problematik der Kollaboration in der Shoah auch als ein gesellschaftliches Thema ihres Landes behandelt werden muss.

Daran, dass Riga nach 1990 immer stärker als Tatort und Stätte des Gedenkens sowohl in Lettland als auch in Deutschland wahrgenommen wird, hat der Autor des vorliegenden Buches durch seine zahlreichen Aktivitäten in Lettland und in Deutschland einen wesentlichen Anteil.

Alexander Bergmann, geboren im Jahr 1925, hat als Jugendlicher als einer von sehr wenigen lettischen Juden die Shoah überlebt. Zunächst im Ghetto in Riga, dann anschließend in verschiedenen Konzentrationslagern und zuletzt als Zwangsarbeiter in einem Außenlager des KZ Buchenwald hat er eine Odyssee erlebt, deren Qualen mit menschlichem Maß kaum zu begreifen sind.

Nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager ist Alexander Bergmann in seine Heimatstadt zurückgekehrt und praktizierte dort als Rechtsanwalt. Im Jahr 1993 wurde er Vorsitzender der Selbsthilfeorganisation der ehemaligen jüdischen Ghetto- und Lagerhäftlinge Lettlands. Erst nach dem Ende der UdSSR hat Bergmann daran gedacht, seine Erinnerungen der Jahre 1941 bis 1945 aufzuschreiben und öffentlich zu machen. Die „Aufzeichnungen eines Untermenschen“ sind Ergebnis des Niederschreibens dieser Erinnerungen. Diese authentischen, differenzierten und präzisen sowie mit einem sehr großen analytischen Verstand verfassten Reminiszenzen sind eine der wenigen Zeugenberichte vom Holocaust in Lettland. Bergmanns Beitrag ist grundsätzlich chronologisch aufgebaut. Dennoch hat der Autor je nach Bedarf auch Ausführungen über die Vor- und Nachkriegszeit eingefügt, was oftmals das Verständnis der Geschehnisse erleichtert. Es ist somit durchaus kein Tagebuch im eigentlichen Sinne. Bergmann berichtet in seinen Erinnerungen nicht über den gesamten Holocaust in Bezug auf die Juden in Lettland. Er erinnert sich vielmehr an einzelne Episoden aus seinem Leben während der Zeit des Zweiten Weltkrieges sowie an die ersten Monate nach dessen Ende. Aber Alexander Bergmann berichtet nicht nur über die Leiden der lettischen Juden, denn zugleich erinnert er vielmehr auch an zahlreiche Akte der Solidarität. Außerdem geht er auch der Frage nach, warum die Juden aus Lettland nicht vor den vorrückenden Truppen des deutschen Faschismus in die UdSSR geflohen sind. Zudem veranschaulicht Bergmann nicht zuletzt zumindest ansatzweise die unsäglichen Leiden der vom deutschen Militär gefangen genommenen sowjetischen Rotarmisten.

Die wesentliche Bedeutung dieses Erinnerungs-Werkes ist die Glaubwürdigkeit der in ihm berichteten Geschehnisse sowie die wirklichkeitsgetreue Wiedergabe der Gedanken

Buchbesprechungen

und Gefühle von Alexander Bergmann während dieser Jahre. Der Autor hat durch seine Erinnerungen vor allem auf das Schicksal der Juden in Lettland vor und nach 1945 aufmerksam gemacht und einen sehr bedeutenden Beitrag dazu geleistet, dass deren Schicksal nicht länger so stark in Vergessenheit bleibt.

Wie andere Erinnerungen von Überlebenden des Holocaust gehören auch diese „Aufzeichnungen eines Untermenschen“ unbedingt in unser kollektives Gedächtnis – um die Erinnerungen an die Shoah und an deren Einzigartigkeit in der Geschichte der Menschheit wachzuhalten.

Alexander Bergmann: Aufzeichnungen eines Untermenschen. Ein Bericht über das Ghetto in Riga und die Konzentrationslager in Deutschland. Bremen: Edition Temmen, 2009

Andreas Diers

Warschau während der Belagerung

Die Kämpfer gegen Hitlers Krieg wussten oft nicht voneinander, obwohl sie getrennt für das gleiche Ziel wirkten. Einer von ihnen war der amerikanische Dokumentarfilmer und Fotograf Julien Bryan (1899–1974), der bereits wenige Wochen nach dem deutschen Angriff auf Polen entscheidend dazu beitrug, in den USA und der ganzen westlichen Welt medienwirksam zu zeigen, wie brutal und rücksichtslos das nationalsozialistische Deutschland in Polen Krieg führte.

Wenn berücksichtigt wird – was zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehbar war –, dass die Beseitigung der nationalsozialistischen Diktatur erst durch den militärischen Sieg der zwei Jahre später entstandenen Anti-Hitler-Koalition der USA und ihrer damaligen europäischen Verbündeten möglich wurde, dann war die Foto- und Filmpublizistik Julien Bryans vielleicht eine der wirkungsvollsten Taten eines der Gegner Hitlers.

Julien Bryan hatte bereits in den 1930er Jahren Dokumentarfilme u.a. in der UdSSR und in Deutschland gedreht, darunter den 1938 unter seiner Beteiligung entstandenen Film „Inside Nazi Germany“, und gehörte zu den innovativen Fotografen und Filmemachern, die bereits früh die neuen Medien öffentlichkeitswirksam einsetzten. Im Sommer 1939 war er für Dreharbeiten zu Filmen über Kinder in der Schweiz und in Holland. Da er noch Filmmaterial und Zeit vor der Rückkehr in die USA hatte, entschied er sich, als sich die Lage in Europa immer mehr zuspitzte, im absehbaren Kriegsgebiet zu filmen und fuhr am 1. September über Bukarest nach Polen. Bewusst stellte er sich also dem von Deutschland angegriffenen Land an die Seite, wo er bereits 1936 gefilmt hatte (die USA waren bis zur deutschen Kriegserklärung 1941 neutral).

Julien Bryan überschritt am 4. September die rumänisch-polnische Grenze und traf am 7. September in Warschau ein, kurz vor der Einschließung der Stadt durch die deutschen Truppen. Polens Hauptstadt war zu diesem Zeitpunkt bereits seit mehreren Tagen deutschen Luftangriffen ausgesetzt. Zwei Wochen lang fotografierte und filmte Julien Bryan die Auswirkungen der ständigen deutschen Angriffe, bevor er am 21. September mit einer Kolonne von ausländischen Diplomaten und neutralen

Ausländern die Stadt verlassen und in der Nacht vom 23. auf den 24. September von Königsberg nach Riga ausreisen konnte. Seine Filme (darunter auch ihm anvertraute Fotografien und Aufnahmen seiner Mitarbeiter, die ihn selbst mit der Filmkamera zeigen) konnte er durch die deutschen Kontrollen bringen, mit niemals aufgedeckten konspirativen Methoden. Am 7. Oktober traf er in New York ein und bereits neun Tage später erschien in der „Time“ seine erste Reportage, der wenig später weitere in den größten amerikanischen und internationalen illustrierten Wochenzeitungen folgten (einige dieser Reportagen sind exemplarisch in der erstgenannten der beiden Editionen reproduziert). Millionen von Kinobesuchern in den USA und weiteren Ländern sahen 1940 Julien Bryans Film „Siege“ (Die Belagerung).

Julien Bryans Fotografien und Filmaufnahmen zeigen die Zivilbevölkerung Warschaus, den Bau von Barrikaden und Gräben, durch die deutschen Luftangriffe und Beschießungen zerstörte Krankenhäuser, Kirchen, Wohnhäuser und Betriebe und vor allem die Kriegsoffer: tote Frauen und Kinder, Verwundete, Flüchtlinge, Obdachlose. Auf mehreren der Fotografien sind abgeschossene deutsche Flugzeuge, erbeutete Fahrzeuge und gefangen genommene deutsche Soldaten zu sehen (im Warschauer Gefängnis Pawiak, das wenige Wochen später zum Gefängnis der deutschen Sicherheitspolizei wurde). Einige der Fotografien wurden weltweit zu Symbolen des Schicksals Polens 1939, wie die Bilder einer gerade durch Beschuss deutscher Flieger getöteten jungen Frau und ihrer über die Leiche gebeugten, weinenden jüngeren Schwester; auf einer weiteren Fotografie ist zu sehen, wie Julien Bryan dieses Mädchen umarmt und es zu trösten versucht. Julien Bryans Bildreportagen und sein Dokumentarfilm zeigten Millionen Menschen in der freien Welt eindrücklich, dass die angreifenden deutschen Truppen diesen Krieg gegen die Zivilbevölkerung Polens führten. Sie wurden zum Appell, die Angegriffenen zu unterstützen.

Während des Krieges filmte und fotografierte Julien Bryan in Nord- und Südamerika; er leistete auch in den folgenden Jahrzehnten weiter Pionierarbeit auf dem Gebiet der Nutzung des Films für Bildung und Erziehung. Erst nach dem Krieg reiste er erneut nach Europa und besuchte 1946/47, 1958, 1959 und 1974 Polen, traf dort mit auf seinen Fotografien zu sehenden Überlebenden und seinen damaligen Mitarbeitern zusammen und veröffentlichte 1960 in Warschau eine Edition seiner zwanzig Jahre zuvor entstandenen Fotografien.

Die beiden hier vorgestellten neuen, polnisch- und englischsprachigen Publikationen ergänzen sich: die zuerst genannte Edition enthält Schwarzweiß-Fotografien sowie detaillierte Aufsätze über Julien Bryans Leben und Werk, seine bereits 1960 publizierten Erinnerungen an die Arbeit in Warschau und die Situation in der belagerten Stadt, Berichte von Mitarbeitern und damals fotografierten Warschauern und auch – als beigelegte DVD – den 1940 gezeigten Film „Siege“ (Die Belagerung); die zweite Publikation dokumentiert umfassend Julien Bryans 1939 in Warschau aufgenommene Farbfotografien bzw. die unter seiner Aufsicht bereits in New York kolorierten Aufnahmen (eine damals für die Fotopublizistik praktizierte Methode), jeweils mit Erinnerungen über die damals fotografierten und die auf den Aufnahmen zu sehenden Situationen und Geschehnisse. Seine Fotografien und Filmaufnahmen aus dem Warschau des Jahres 1939 sind ein eindrucksvolles Beispiel eines engagierten, Partei ergreifenden Bildjournalismus und vor allem Zeugnis des Schicksals der Warschauer, die während der ersten Kriegswochen den Luftangriffen und Beschießungen

der deutschen Wehrmacht und Luftwaffe ausgesetzt waren. Nach früheren Einzel- und Teilveröffentlichungen sind diese Fotografien, die Julien Bryans Sohn 2003 dem Washingtoner United States Holocaust Memorial Museum und der dortigen Kongress-Bibliothek übergab, jetzt umfassend zugänglich.

Jacek Zygmunt Sawicki/Tomasz Stempowski (Hg.): Oblężenie Warszawy w fotografii Julienu Bryana / Siege of Warsaw in the photographs of Julien Bryan. Warszawa: Instytut Pamięci Narodowej, 2010

Aleksandra Janiszewska (Hg.): Jacek Zygmunt Sawicki (Einleitung): Kolory wojny. Oblężenie Warszawy w barwnej fotografii Julienu Bryana / The Colors of War. The Siege of Warsaw in Julien Bryan's Color Photographs. Warszawa: Instytut Pamięci Narodowej / Ośrodek Karta, 2010

Jochen August

Ein Beitrag zur Gedenkkultur

Im Jahr 1939 ließ die SS das größte Frauenkonzentrationslager auf deutschem Gebiet in Ravensbrück errichten. In den Jahren 1939 bis 1945 sind dort etwa 132.000 Frauen und Kinder, 20.000 Männer und 1.000 weibliche Jugendliche als Häftlinge registriert worden. Sie wurden aus über 40 Nationen dorthin verschleppt. Unter ihnen befanden sich Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, Kommunistinnen und Sozialdemokratinnen. Zehntausende wurden ermordet, starben an Hunger, an Krankheiten oder durch medizinische Experimente. Das ist die Umgebung, die nun gefühlvoll in den Mittelpunkt historischer Frauenforschung in der NS-Zeit gerückt wird. Ein Ort, der die Zeugnisse über das Überleben und Sterben, den Überlebenskampf und die Angst, aber auch über das Erfahren von Solidarität und Liebe hervorgebracht hat.

Diese Zeugnisse präsentiert Barbara Degen in ihrem Buch „Das Herz schlägt in Ravensbrück“, das im Rahmen der Arbeit des gemeinnützigen Vereins „Haus der Frauen Geschichte e.V.“ in Bonn zur Erinnerungs- und Gedenkkultur der Frauen in Ravensbrück entstanden ist.

Über 1.000 Berichte, 1.200 Gedichte, Tagebucheinträge und Zeichnungen der (ehemaligen) weiblichen Häftlinge aus Ravensbrück, erzählen ihre leidvollen Geschichten. So bietet dieses Buch ausgewählte Zeugnisse von Frauen in der Zeit ihrer Gefangenschaft und ihrer Befreiung nach 1945. Es bietet einen tiefen und authentischen Einblick in die Erfahrungen der Ravensbrücker Häftlinge im Rahmen ihrer Selbstdarstellung. Es wird der menschliche Alltag unter unmenschlichen Bedingungen beschrieben. Die Schreckensseiten des Lagers werden genauso geschildert wie die Stärke der Frauen, im Tod, ebenso wie im Alltagsleben des Lagers. Ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, ihre Hilfsbereitschaft und wie sie sich gegenseitig Trost spendeten, wird einfühlsam dargestellt. Die jeweiligen Ereignisse werden dem Leser durch Portraits und passend Zitate nahegebracht. Den Frauen selbst war es schon während ihrer Zeit im Konzentrationslager bewusst, wie wichtig sie als Zeuginnen dieser Zeit waren. Diese Frauen veranschaulichen die Stärke des Widerstandes gegen das NS-Regime. Sie zeugen von einem Sieg der Menschlichkeit und der Liebe, von der Erfüllung von Hoffnungen, die diese Frauen zusammenhielten. „Es ist ein politisches Buch von einem kollektiven Frauenwiderstand gegen das Unmenschliche im

Menschlichen" (S. 8), wie es die Autorin selbst formuliert. Diese Widerstandsleistung erfolgte auf jede erdenkliche Form, auch wenn es nur das Tragen von Lippenstift war, um der SS ihren Lebensmut und Optimismus zu zeigen.

Das Buch leitet die Autorin mit den Beschreibungen des eigenen Besuchs und ihrer Eindrücke des KZ Ravensbrück ein. Die Ausführungen werden mit zahlreichen Fotos und Bildern unterstrichen, es werden viele Namen genannt und in Kürze ihre Geschichten erzählt. So werden beispielsweise Schicksale der Ravensbrücker Frauen aus Düsseldorf vorgestellt, deren Aktivitäten nach 1945 in die Arbeit der örtlichen Mahn- und Gedenkstätte eingeflossen sind und immer noch einfließen. „Das Herz schlägt in Ravensbrück“ unterscheidet sich von historischen Standardwerken, da Barbara Degen die Frauen selbst zu Wort kommen lässt und somit den Fokus auf die Überlebens- und Gedenkkultur rückt. Dabei wird ihre Identifizierung, ihr Verständnis und ihre Bewunderung deutlich. Man versetzt sich mit in die Gefühlswelt der Frauen, die selbst nach der Befreiung keine Gerechtigkeit erfuhren, „im Bombenhagel der Alliierten umkamen, vergewaltigt wurden oder nach 1945 gegen neue Vorurteile und für ihr Existenzminimum kämpfen mussten“ (S. 15). So kämpft Degen mit diesem Buch für die Gerechtigkeit und weist auf Brücken, die die Frauen nach der Befreiung geschlagen haben, hin. Weder die Stärke noch der Wille der Frauen wurde nach 1945 gebrochen. Sie nahmen Einfluss auf die Politik in vielen Landesparlamenten, auf die NS-Prozesse, auf den Aufbau der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, durch die Aktivitäten der nationalen und internationalen Lagergemeinschaften. Somit trugen sie zu einer humanen Gedenkkultur bei.

Die überlebenden Frauen hielten die Ereignisse im Lager in Geschichten, Theaterstücken, Liedern, Romanen, wissenschaftlichen Aufarbeitungen und Chroniken fest. Man sieht, welche Konsequenzen diejenigen Frauen, die ihre Gefangenschaft überlebten, aus ihren Erfahrungen zogen. Diese Erfahrungen nun, die Ergebnisse jeder einzelnen Frau, werden zu einem Gesamtbild geformt und damit ein zentraler Beitrag zur Gedenkkultur in Europa und darüber hinaus geleistet.

Barbara Degen: Das Herz schlägt in Ravensbrück. Die Gedenkkultur der Frauen. Opladen & Farmington Hills: Budrich-Verlag, 2010.

Kristina Steingraber

Denunziation in der Wehrmacht

Ela Hornung legt mit ihrer Habilitation ein überaus interessante Arbeit zu einem allseits wahrgenommenen, aber immer noch unbekanntem Themenkomplex vor: Denunziation. Viele Mythen ranken sich um allfällige Schnüffler, das Ausspähen und die „Verräter auf unterem Niveau“ während der NS-Zeit. War es der Nachbar oder die Nachbarin, die eine unliebsame Person anschwärzte? War es der soziale Druck, die soziale Kontrolle des „Dritten Reichs“, die eine kollektive Beschnüfflung etablierte? Oder handelte es sich nur um Einzelfälle, Entgleisungen in einer entgrenzten Gesellschaft? Die Autorin fokussiert ihre Erklärungszusammenhänge, darauf weist schon der Titel hin, auf soziale Determinanten.

Eigentlich erwarten die Leserinnen und Leser ein Werk zur Denunziation während der NS-Zeit – so zumindest suggeriert es der Titel. Aber schon auf den ersten Seiten wird klar, dass es

sich nicht um eine übergreifende Arbeit handelt. Thematisiert wird eine bestimmte Epoche, nämlich die so definierte Endphase der NS-Diktatur (1944–1945). Dies hätte auch im Titel des Buches berücksichtigt werden können. Als Quellengrundlage dienten die Prozessunterlagen des 1944 eingerichteten Zentralgerichts des Heeres, Außenstelle Wien. Das engt den Fokus noch deutlicher ein. Hier darf gefragt werden: Warum dieser allgemeine Titel, wo es doch um einen ganz bestimmten Spruchkörper geht? Daraus resultiert auch die Einschränkung auf Wehrmachtssoldaten als Opfer der NS-Justiz. Obendrein beachtet Hornung in ihrer Arbeit nur die Soldaten des Ersatzheeres im Einzugsgebiet des 1938 angeschlossenen Österreich, der so genannten Ostmark. Somit fallen, worauf die Autorin explizit hinweist, Zivilisten zumeist aus der Untersuchung heraus. Die Datengrundlage umfasst 199 Akten (Prozesse), wovon 149 (also gut drei Viertel) Anklagen Wehrkraftzerstörung betreffen. In der Einleitung wird darauf verwiesen, dass die Denunziationsbereitschaft „enorm hoch“ (S. 11) war, ohne dass dafür ein schlüssiger Beleg angeführt wird.

Die kritische Einleitung soll und will keinesfalls die Stärken der Arbeit herabsetzen. Es handelt sich um eine der wenigen Untersuchungen, die sich mit Denunziationen im Zusammenhang mit der Wehrmachtsgeschichte befassen. Außerst relevant ist das Hinterfragen des Mythos von der weiblichen Dominanz bei denunziatorischem Verhalten. In ihrer Einleitung geht die Verfasserin auf die Begrifflichkeit Denunziation ein. Hier hätte der Strafrechtspraxis, der Ahndung von Denunziationen nach dem Ende der NS-Diktatur, ein breiterer Raum eingeräumt werden können, um das Spannungsverhältnis zwischen Strafgesetz und Ahndungswillen zu kontrastieren. In Deutschland zum Beispiel gab es den Straftatbestand der Denunziation nicht – wohl aber wurde Denunziation in vielen Hundert Verfahren als Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gestellt.

Argumentativ schlüssig werden im Weiteren der methodische Ansatz sowie die Forschungsfragen ausgebreitet. Allerdings muss man fragen, inwieweit sich die überaus interessante und eindrückliche empirische Auswertung verallgemeinern lässt. Das Werk bringt einen anschaulichen Einblick in die Arbeit des untersuchten Gerichts und der damit verbundenen Angeklagtenklientel. Wie und ob diese Ergebnisse (S. 67 ff.) auf Fälle außerhalb des Dokumentationszeitraums (zum Beispiel auf die Vorkriegszeit) zu übertragen sind, bleibt offen. Indes sind die ausgewerteten Fälle sehr gut strukturiert. Die Einteilung in einen persönlichen Bereich sowie in ein weiter gefasstes Umfeld ist eingängig. Nachvollziehbar ist auch die Kategorie militärisches Umfeld, da dieses einen ganz eigenen Lebensbereich darstellt. Ein wesentliches Ergebnis ist, dass die hier untersuchten Denunziationen zum Großteil nicht im direkten persönlichen Umfeld stattfanden (S. 333). Es lassen sich Hinweise dazu anführen, dass dies unter anderem auch durch die Dokumentationsgrundlage, die Gerichtspraxis, bedingt war. Der nähere Familienkreis scheint offensichtlich eine gewisse Schutzfunktion gehabt zu haben. Was auch nicht verwunderlich ist, denn welchen Grund sollten enge Familienmitglieder normalerweise haben, jemanden aus ihrer Mitte anzuzeigen. Deutlich öfter kommen Anzeigen aus nicht persönlichen Lebensfeldern – Soldaten untereinander, Anzeigen gegen unliebsame Vorgesetzte etc. Nicht zu vergessen sind anonyme Anzeigen. Gemeint sind damit nicht unbekannt Anzeigende, sondern der Umstand, dass das Opfer dem Anzeigenden nicht persönlich bekannt war (Anzeige von Behörden, z.B. durch Briefkontrolle). Was man bei der Zusammenfassung vermisst, ebenso wie in den einleitenden

Kapiteln, ist ein Hinweis auf die vielfältigen Hintergründe des Delikts Wehrkraftzerstörung zur Sicherung der so genannten Inneren Front. Dazu gibt es bereits einschlägige Untersuchungen zu Österreich, die zum Teil in die Arbeit nicht hinreichend eingeflossen sind, wie beispielsweise das Werk „Deserteure, Wehrkraftzerstörer und ihre Richter“ von Albrecht Kirschner.

Der zweite umfangreiche Hauptteil der Arbeit widmet sich den Akteuren – und zwar Opfern wie Tätern. Allerdings kann durchaus danach gefragt werden, welche Aussagekraft diese drei Einzelfälle im Kontext der bisherigen Arbeit haben. Es deutet vieles darauf hin, dass hier zwei separate Arbeiten miteinander verknüpft wurden, die nicht so recht zueinander passen. Für sich betrachtet geben die Interviews sehr interessante Einblicke in die Verarbeitung der eigenen Geschichte. Es handelt sich um ein retrospektives Deutungsmuster und um eine konstruktive Bewertung von weit zurückliegenden Geschehnissen.

Insgesamt ein facettenreiches Buch, das der Leserin und dem Leser einen eindrücklichen Blick auf einen bislang wenig thematisierten regionalen Bereich der NS-Militärjustiz vermittelt. Vor allem für die schulische Bildungsarbeit ist das Werk sehr gut geeignet.

Ela Hornung: Denunziation als soziale Praxis. Fälle aus der NS-Militärjustiz. Weimar: Böhlau Verlag, 2010.

Wolfgang Form

Existenzbedingungen in den Konzentrationslagern

„Die Berichte der Überlebenden von Konzentrations- und Vernichtungslagern lassen den Leser kalt, stoßen ihn, wenn er sich ihnen wirklich überläßt, in das gleiche apathische Nicht-mehr-Begreifen, in dem sich der Berichtersteller bewegt.“ Dieses pessimistische Zitat von Hannah Arendt aus dem Jahre 1951 stellt Hermann Kaienburg an den Anfang eines Protokollbandes über die Anfang 2009 in Berlin stattgefundenen Konferenz zum Thema „Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933–1945: Die Veränderung der Existenzbedingungen“. Erfreulicherweise hat sich die Meinung von Hannah Arendt nicht bestätigt. Berichte von Überlebenden – als Zeugenberichte oder als Dokumentationen – erfreuen sich in aller Regel einer großen Aufmerksamkeit, insbesondere bei den Angehörigen heutiger Generationen, die die Geschichte des faschistischen Lagersystems nur historisch nachvollziehen können. Dabei ist es aus der Sicht der Geschichtswissenschaft wichtig, die unterschiedlichen Perspektiven der Zeugenberichte mit den veränderten Existenzbedingungen in den jeweiligen Lagern in Verbindung zu bringen, so wie es aus Sicht der Geschichtsdidaktik wichtig ist, die Zeitbezogenheit und individuelle Perspektive des jeweiligen Zeugenberichts angemessen zu vermitteln.

Die Konferenz bot dabei in zwei Perspektiven eine Bestandsaufnahme: Während es zum einen um neue Untersuchungen zu den Existenzbedingungen in verschiedenen KZs des NS-Lagersystems ging, wird hier zum anderen die didaktische Vermittlung dieses Wissens an die nachgeborenen Generationen thematisiert.

Buchbesprechungen

Als Ausgangspunkt der acht Aufsätze über das Lagersystem im Allgemeinen und spezifisch bezogen auf die Emslandlager, Sachsenhausen, Mauthausen, Ravensbrück, Auschwitz und Dora-Mittelbau stand die Frage im Fokus, wie sich die Verhältnisse in den jeweiligen Lagern veränderten und welche Ursachen diese Veränderungen hatten. Dabei bemühen sich die Autoren sowohl um verallgemeinernde Definitionsansätze, als auch um Periodisierungen, die die Entwicklung des Lagersystems mit dessen Funktionswandel und den Veränderungen der politischen Rahmenbedingungen verbanden. Der Grundgedanke war: „Wenn die Konzentrationslager als ein Fundament des nationalsozialistischen Herrschaftssystems anzusehen sind, dann vermag die Geschichte der Konzentrationslager auch umgekehrt einiges über den Zustand der NS-Herrschaft in den verschiedenen Perioden auszusagen“ (S. 183f).

Und so zeichnen die Autoren die Wirklichkeit „stupider Willkür“ in den Anfangsjahren und der „Systematisierung der Gewalt“ in den „Musterlagern“ nach. Zwei Beiträge beschäftigen sich intensiv mit den vernichtenden Arbeitseinsätzen in Mauthausen und im Stollensystem von Dora-Mittelbau, während Franciszek Piper den Wandel des Lagers Auschwitz von einem Konzentrations- zu einem Vernichtungslager nachzeichnet. Bernhard Strebel belegt an der Geschichte des Lagers Ravensbrück, dass es „himmelweite Unterschiede“ zwischen den Bedingungen in der Aufbauperiode und der Schlussphase des Lagers gab, wodurch auch die Wahrnehmungen der betroffenen Häftlinge über die Lagerwirklichkeit sehr unterschiedlich ausfielen.

Als wissenschaftliches Desiderat wurde auf der Konferenz beklagt, dass es keine trennscharfe Definition für Konzentrationslager gibt, die diese vom übrigen Lagersystem abgrenzt. Kaienburg formuliert dabei den Anspruch an eine Definition: „Sie sollte die Ziele und die Zielgruppen benennen, deretwegen die Konzentrationslager errichtet wurden. Sie sollte beschreiben, was mit den Betroffenen geschah. Sie sollte zumindest grundlegende Angaben darüber enthalten, auf welchem politischen und organisatorischen Wege diese Ziele verfolgt und erreicht wurden“ (S. 182).

Auch mit Blick auf die hier veröffentlichten materialreichen Studien stellt sich jedoch die Frage, welchen Erkenntnisfortschritt die Arbeit an einer solchen Definition bringen könnte. So wird doch deutlich, dass trotz aller Ähnlichkeiten die Lager ihre eigene Dynamik und Wirklichkeit entfalteten.

Daraus ergab sich auch der zweite Schwerpunkt der Konferenz, nämlich die Überlegung zum Verhältnis von wissenschaftlicher Forschung und pädagogischen Zugängen für Jugendliche, wie sie Matthias Heyl (Gedenkstätte Ravensbrück) erläutert. Er verweist darauf, dass es eine pädagogische Herausforderung für das Gedenkstätten-„Narrativ“ sei, die bei Jugendlichen vorhandenen Geschichtsbilder und fehlendes, strukturierendes Wissen mit differenzierenden Informationen zu konfrontieren. Wissenschaft und Pädagogik muss es aber um eine Förderung des Respektes für die Ermordeten und Überlebenden gehen. In einem abschließenden Beitrag plädiert Kaienburg daher für eine Professionalisierung der pädagogischen Arbeit in den Gedenkstätten, damit nicht nur gesichertes Wissen geschaffen wird, sondern auch die

zunehmende historische Distanz pädagogisch überwunden werden kann.

Hermann Kaienburg (Hg.): Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933-1945: Die Veränderung der Existenzbedingungen. Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945, Bd. 11. Berlin: Metropol Verlag, 2010

Ulrich Schneider

Einzigartiges Zeugnis des „20. Juli“-Widerstandes endlich ediert

Es ist schon erstaunlich, dass die Tagebücher des nationalkonservativen Widerstandskämpfers Hermann Kaiser (1885-1945) erst jetzt publiziert worden sind, sechseinhalb Jahrzehnte nach der militärischen Niederdrückung des „Dritten Reiches“ durch die Armeen der Anti-Hitler-Koalition. Unser Wissen über den Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 stützt sich zwar durchaus auf etliche weitere authentische Zeugnisse, so auf die den faschistischen Verfolgern in die Hände gefallenen Befehle, Aufrufe, Denkschriften und Memoranden der Verschwörer und dergleichen mehr, wie auch auf die diesbezüglichen Ermittlungs- und Strafprozessakten. Hinzu kommen z.B. die Tagebücher Ulrich von Hassells und noch diverse, allerdings in der Regel nach 1945 verfasste Berichte, Briefe und Artikel von Aktivisten der Erhebung. Ein Schattendasein gefristet haben hingegen die privaten Tagebücher Hermann Kaisers, im Zivilberuf Gymnasiallehrer in Wiesbaden und seinerzeit als Hauptmann der Reserve Kriegstagebuchführer im Stab von Generaloberst Fritz Fromm, dem Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres im Oberkommando des Heeres (OKH). Nur gelegentlich sind sie von Historikern für Arbeiten zum „20. Juli“ herangezogen worden. Keiner mochte sich jedoch dazu bereifinden, diese einzigartige zeitgeschichtliche Quelle systematisch zu erschließen und zu veröffentlichen, da eine editorische Sisyphusarbeit abschreckte.

Dieser kolossalen Kraftanstrengung hat sich nun Peter M. Kaiser unterzogen, aus dessen Feder bereits einige der leider nur selten biografischen Beiträge über seinen Onkel Hermann stammen, der im Zuge der Staatsstreichaktion zunächst als Verbindungsoffizier im Wehrkreis XII (Wiesbaden), anschließend in leitender Funktion im Kultusministerium hätte hervortreten sollen. Das Editionsprojekt wurde bereits 1998 in Angriff genommen und nun mit Bravour zu einem guten Abschluss gebracht. Die einzigen erhalten gebliebenen Kaiser-Tagebücher, nämlich jene für die Jahre 1941 und 1943, wobei Letzteres bereits Anfang August endet, liegen damit in geradezu vorbildlich erschlossener Form vor.

Während seine sonstigen Aufzeichnungen von den faschistischen Fahndern beschlagnahmt worden sind und als Beweistücke in den Schauprozessen gegen die Verschwörer vor dem „Volksgerichtshof“ Verwendung gefunden haben, konnten diese beiden Tagebücher dem Zugriff der NS-Behörden entzogen werden. Zusammen mit einigen weiteren Unterlagen Hermann Kaisers gelangten sie nach dem Krieg in den Besitz seines Bruders Ludwig, der sie bereits vor Jahrzehnten an das Bundesarchiv abgegeben hat. Da es nur unzulängliche Abschriften gab, war es unumgänglich, die unzähligen Schreibfehler und Fehldeutungen, die sich eingeschlichen hatten, durch eine mehrfache, akribische Abgleichung mit den Originaltexten zu korrigieren. Allein dies hat Jahre in Anspruch genommen.

Die Edition enthält darüber hinaus knappe Vermerke, die das Zwischenkapitel „Chronik der wichtigsten Ereignisse 1942“ bilden, so dass über drei Kriegsjahre hinweg lückenlos berichtet wird. Vor jedem Monat werden detaillierte Vorbemerkungen des Herausgebers präsentiert, vorwiegend solche über das militärische Vorgehen, etwa gegen die Sowjetunion, in Nordafrika oder auf dem Balkan. Besondere Kleinode für die Widerstandsforschung sind Kaisers im Anhang wiedergegebene Notizen über „Wesen und Aufgaben der Politik“ sowie über das „Verhältnis des Staates zur Kirche“ (S. 663 f.); vielleicht waren sie für Fromm bestimmt, womöglich auch für Carl Goerdeler, dessen „Aufruf an das deutsche Volk“ Kaiser mitverfasst hatte.

Seine meist nur stichpunktartigen Einträge beinhalten neben einer Fülle von Hinweisen zur Kriegslage sowie zum Rüstungsstand auch Einschätzungen der außenpolitischen Entwicklungen. Außerdem bergen sie viele Hinweise anderer Art, nicht zuletzt auf die vielfältigen Kontakte der Widerständler und ihre langwierigen Attentats- und Staatsstreichplanungen. Wegen der Brisanz seiner Aufzeichnungen musste Hermann Kaiser Decknamen verwenden, um deren Entschlüsselung sich sein Neffe in besonderer Weise verdient gemacht hat.

Als rühriger Mittler zwischen zivilem und militärischem Arm der Umstürzbewegung kooperierte Kaiser speziell mit Carl Goerdeler aufs Engste, der im Fall eines Machtwechsels an die Spitze der alsbald zu bildenden Zivilregierung hätte rücken sollen. Häufige Erwähnung finden daneben viele andere zivile Oppositionelle, ebenso solche aus dem Militär, mit denen Kaiser beim OKH Kontakt hatte, so Hans Oster, Friedrich Olbricht, Ludwig Beck, Henning von Tresckow, Fabian von Schlabrendorff usw. Auffällig ist, dass der spätere Hitler-Attentäter Claus Graf Schenk von Stauffenberg nur selten erwähnt wird, und dies, obwohl die beiden doch mehrmals aufeinander getroffen sind. Und der als künftiger Vizekanzler eingeplante Arbeiterführer Wilhelm Leuschner hat sogar nur in einem einzigen Hinweis eine Spur in Kaisers Diarium hinterlassen.

Zum besseren Verständnis werden in den Anmerkungen die Beziehungen der Personen untereinander erklärt und zudem weitere Hintergrundinformationen mitgeteilt. Die Häufigkeit der Eintragungen, welche Widerstandsaktivitäten betreffen, offenbart die ganze Intensität, mit der Kaiser am Netzwerk der Verschwörung gearbeitet hat.

Peter M. Kaisers wichtige Quellenedition, bei der er manche Unterstützung anderer Wissenschaftler erfahren hat, wird gewiss zu weiterer Forschungsarbeit anregen. Damit wird dem Widerständler Hermann Kaiser, der sich zum Schluss zum strikten Befürworter eines Verfassungsstaates mit frei gewählter Regierung emporgearbeitet hatte, endlich eine angemessene historiografische Würdigung zuteil.

Peter M. Kaiser (Hrsg.): Mut zum Bekenntnis. Die geheimen Tagebücher des Hauptmanns Hermann Kaiser 1941/1943. Berlin: Lukas Verlag 2010.

Nazli İlhan, Axel Ulrich

Faschismus in der nordhessischen Provinz

Seit vielen Jahren gibt es verstärkt Forschungen zur NS-Geschichte in der Provinz. Dieser Forschungsansatz ist von daher ertragreich, da auf diese Weise die Bedingungen für die Durch-

setzung der faschistischen Ideologie und die Umsetzung der verbrecherischen Politik bis in den letzten Winkel des Deutschen Reiches nachvollziehbarer werden. Die Fragen, um die sich die meisten dieser Veröffentlichungen drehen, thematisieren die gesellschaftlichen und persönlichen Voraussetzungen für die Etablierung der NS-Herrschaft und die Wirkungen des Nationalsozialismus in der Provinz.

Die Frage, warum es solche Veröffentlichungen nicht schon vor 50 Jahren gegeben habe, lässt sich leicht beantworten: Regionale Forschungen nehmen ganz konkret die einzelnen Akteure in den Blick und zeichnen damit oftmals das Netzwerk der regionalen Eliten nach, die als Täter, Mittäter oder Profiteure in den Faschismus eingebunden waren. Da diese Netzwerke zumeist auch nach 1945 weiter Bestand hatten, stellte sich – im günstigsten Fall – einem Forscher eine Mauer des Schweigens entgegen. In negativen Beispielen ist selbst von existenzvernichtenden Maßnahmen gegen Regionalforscher zu berichten.

Auch Gerhard Menk, der den hier zu besprechenden Band „Waldeck im Dritten Reich“ verfasst hat, kennt solche Beispiele. Er selbst ist Archiberrätin am Staatsarchiv Marburg, lehrt an der Universität Gießen und veröffentlicht seit 20 Jahren Aufsätze zur Waldeckischen Geschichte.

Menk liefert zuerst einen Überblick über den Stand der Forschung und die Quellen, wobei er aufgrund seiner beruflichen Voraussetzungen die besten Möglichkeiten der Quellenarbeit in hessischen Archiven besaß. Seine Arbeit gliedert er in drei Schwerpunkte. So thematisiert er erstens den Anfang und Aufstieg der nationalsozialistischen Herrschaft, um an zweiter Stelle die Judenverfolgung und den Niedergang des NS-Regimes in den Fokus seiner Betrachtung zu nehmen. Den abschließenden Schwerpunkt seiner Arbeit widmet er dem Ende des NS-Regimes.

Im Eingangskapitel belegt er an Beispielen, dass sich in Waldeck schon in den 1920er Jahren deutschnationale und reaktionäre Strukturen etabliert hatten. So berichtet Menk von einem „System Schmieding“, benannt nach dem preußischen Landesdirektor Wilhelm Schmieding, welches bereits Jahre vor der Machtübertragung völkische Kräfte in dieser Region hegemonial werden ließ. Schon während der Wahlen 1932 erlangte die NSDAP in fast allen Wahlbezirken eine Dominanz. Jedoch waren auch gesellschaftlich – bis hinein in die evangelische Landeskirche – völkische, nationalistische und faschistische Überzeugungen prägend.

Die Machtetablierung wurde durch die Akteure geprägt. Menk nennt insbesondere drei Personen, die von großer Bedeutung für die Durchsetzung der faschistischen Herrschaft in Waldeck waren: den Bauern und Mühlenbesitzer SS-Hauptsturmführer Fritz Best, den Bürgermeister von Bad Wildungen Rudolf Sempf und den SS-Obergruppenführer und Oberaufseher der Konzentrationslager Josias Erbprinz zu Waldeck-Pyrmont. Diesen drei Persönlichkeiten widmet er ein eigenes Kapitel und zeichnet darin nach, welche Mittel und Wege sie ergriffen, um nicht nur für das System, sondern auch für sich privat und entsprechend ihrer Persönlichkeit Vorteile zu erzielen.

Zu den wohl bekanntesten Verbrechen der Nazi-Herrschaft in der Provinz zählen die Übergriffe und Gewalttaten im Zuge der Reichspogromnacht im November 1938. Erwähnenswert ist, dass in dieser Region die antisemitischen Gewalttaten ihren Ausgangspunkt nahmen. Menk belegt, dass Josias zu Waldeck in Zusammenarbeit mit dem Gaupropagandaleiter und Initiator der Übergriffe Max Solbrig bereits am

7. November in Kassel und anderen nordhessischen Orten war. Er erbringt den Nachweis, wie diese Aktion gesteuert und anschließend propagandistisch ausgeschlachtet wurde. Der Autor lässt die Schutzbehauptung von Josias zu Waldeck, er sei an dem Tag in München gewesen, nicht gelten und führt anschließend detailliert aus, in welcher Form gewalttätiger Antisemitismus in der Region in den folgenden Jahren um sich griff, und wie die Nazis der Region daran partizipierten.

Im Abschlusskapitel verweist Menk auf den Terror der NS-Herrschaft in der Phase seines Niedergangs, welcher auch vor den eigenen Mitstreitern, wenn sie sich der totalen Unterwerfung versagten, nicht Halt machte. Das Ende der NS-Herrschaft führte in der Zeit amerikanischer Besetzung zu einem Wechsel der politischen Eliten. Doch dieser Neuanfang war nicht von Dauer. „So sticht hervor, dass Waldeck nach 1945 ein gesuchtes Ziel alter nationalsozialistischer Eliten wurde. (...) In der mittelbaren Umgebung Arolsens als bisherigem SS-Zentrum schienen die besten Netzwerke zu bestehen, die zuerst einmal eine ausreichende Ernährung, darüber hinaus aber auch eine angemessene Unterstützung von alten Freunden zu gewährleisten schienen“ (S. 258). Wie lang der Arm der ehemaligen Nazis war, mussten aber auch ehemalige Mitkämpfer erleben. Das wohl prominenteste Beispiel war Johann Harnys, ein SS-Brigadeführer, der nach einem Streit mit Josias zu Waldeck-Pyrmont als prominenter Häftling in das KZ Buchenwald eingeliefert, später ins SS-Gefängnis nach München verlegt und „unehrenhaft“ aus der NSDAP und SS ausgeschlossen wurde. Aus amerikanischer Internierungshaft sagte er als Belastungszeuge gegen Waldeck-Pyrmont aus. Sein Versuch, wieder in der Heimat zu leben, scheiterte. Ohne Erfolg stritt er beim Verwaltungsgericht Kassel um eine Entschädigung für die Haftzeiten. Ende der 1950er Jahre verließ er die Region, da es ihm unmöglich war, beruflich wieder Fuß zu fassen. Menk zeichnet auch die politische Karriere des NS-Bürgermeisters von Bad Wildungen Rudolf Sempf und des Rasseforschers Dr. Lothar Stengel-von Rutkowski, der im Gesundheitsamt von Korbach Karriere machen konnte, nach. Insgesamt entwickelte sich diese Region bis in die 1980er Jahre zu einem Eldorado ehemaliger Naziverbände. Eine wichtige Rolle dabei spielte Fürst Josias: „Wenn in allen schriftlichen Stellungnahmen des früheren Erbprinzen und nachmaligen Fürsten zu seiner blutgetränkten Vergangenheit nicht ein Funken Schuld zu erkennen ist, so macht er auch in dieser Form seiner Rolle als schwarzes Schaf der Familie alle Ehre“ (S. 260).

Gerhard Menk: Waldeck im Dritten Reich. Voraussetzungen und Wirken des Nationalsozialismus im hessischen Norden. Korbach/Wiesbaden: Beiträge aus Archiv und Museum der Kreisstadt Korbach und Archiv der Alten Landesschule, 2010

Ulrich Schneider

Historische Aufarbeitung des AEL Breitenau

Grundlage dieser Veröffentlichung ist die 2004 eingereichte Dissertation von Gunnar Richter über die Geschichte des Arbeitserziehungslagers (AEL) Breitenau, welches im Mai 1940 von der Geheimen Staatspolizeistelle Kassel auf dem Gelände des ehemaligen Benediktinerklosters und späteren Arbeitshauses Breitenau in Guxhagen eingerichtet wurde und bis zum

Kriegsende bestand. Hierbei handelte es sich vor allem um ein Straflager für ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die sich dem Arbeitseinsatz widersetzt hatten. Gleichzeitig bildete es jedoch auch die zentrale und wichtigste Haftstätte der Gestapo Kassel für deutsche und ausländische Gefangene, die aus ideologischen Gründen verfolgt worden waren. Etwa 7.000 ausländische und mehr als 1.300 deutsche Gestapo-Gefangene aus dem Regierungsbezirk Kassel und aus Thüringen waren im Verlauf des Zweiten Weltkrieges dort inhaftiert. Zudem stellte die Haftstätte das erste AEL dar, in welches auch Frauen inhaftiert wurden. Unter allen Inhaftierten dieser Institution beläuft sich der Anteil der Frauen auf etwa ein Viertel.

In seiner Einführung geht Richter auf die „Wiederentdeckung“ des Lagers ein, das viele Jahrzehnte in der Öffentlichkeit erfolgreich verdrängt worden war. Dabei zeigen seine Ausführungen über die Rolle und Arbeit der Gestapo Kassel auf, welche Bedeutung dieser Haftort im System des faschistischen Terrors besaß. So wird am Beispiel einzelner Einweisungen durch Kreis- und Ortspolizeibehörden oder durch die Gestapo Weimar sichtbar, welche Funktion dieses Lager als Terrorinstrument zur Durchsetzung von Zwangsarbeit besaß. Richter zeichnet, bezogen auf das Schicksal einzelner Verfolgter, immer wieder die Struktur des Lagers, die Haft- und Lebensbedingungen und die Strafmaßnahmen nach. Basierend auf zahlreichen Zeitzeugenberichten und Verfolgungsakten detailliert er die Haftbedingungen von der Ankunft bis zu einer möglichen Entlassung oder Überstellung in das KZ Buchenwald. Deutlich wird, dass auch das AEL den ideologischen Vorgaben der faschistischen „Volksgemeinschaft“ folgte, so dass nicht nur Menschen wegen unzureichender Arbeitsleistungen, sondern auch politische Gegner, sowie Christen verschiedener Kirchen und jüdische Gefangene zwischen 1940 und 1945 in Breitenau inhaftiert waren.

Richter dokumentiert anhand von 20 Fällen die Morde an Gefangenen, insofern sie mit Hilfe der Unterlagen rekonstruierbar waren. Den Abschluss bilden Berichte über Deportationen aus dem AEL Breitenau in die verschiedenen Konzentrationslager von Dachau bis Buchenwald. Abschließend fasst Richter die bereits mehrfach dokumentierten Fakten des Gestapomordes an den verbliebenen Häftlingen im März 1945 kurz vor dem Eintreffen der amerikanischen Truppen zusammen.

Der Kasseler Historiker Jens Flemming fasste im Vorwort sein Urteil über das Buch folgendermaßen zusammen: Die „materialgesättigte Fallstudie zeichnet ein facettenreiches Bild der lokalen und regionalen Unterdrückungsmaschinerie. Sie besticht durch ein, hier muss man sagen: bedrückendes Maß an Anschaulichkeit, sie liefert Anstöße für die Erinnerungsarbeit am Ort des Geschehens, sie ist selber ein Stück Erinnerungskultur.“

Besonders hervorzuheben ist der umfangreiche Schlussteil, der sich mit der Nachkriegsentwicklung dieses Ortes beschäftigt. Dabei geht es dem Autor nicht nur um Nachnutzung des historischen Ortes als Landesarbeitsanstalt und als Mädchenerziehungsheim, sondern vor allem um den Umgang mit den Tätern und Mittätern. In mehreren Prozessen, z.B. gegen Erich Engels und weitere Angehörige der Kasseler Sicherheitspolizei in Polen oder in Spruchkammerver-

Buchbesprechungen

fahren, kamen die Vorgänge im AEL Breitenau zur Sprache. Um so mehr überrascht, wie die Täter durch die juristische Verfolgung weitgehend unbelastet blieben. Exemplarisch schildert der Autor den Fall des Leiters der Gestapo-Stelle Kassel, Franz Marmon, der zu Beginn der 1950er Jahre zwar angeklagt wurde, jedoch im Jahre 1952 das Gericht wieder unbehelligt verlassen konnte.

Angesichts dieser Vorgänge überrascht der von Richter skizzierte Umgang mit den Opfern und der NS-Geschichte des AEL Breitenau nach 1945 nicht. Zwar gab es anfangs einen Gedenkfriedhof, aber es dauerte Jahrzehnte, bis die Verfolgungsschicksale angemessen anerkannt wurden. Dies lag nicht zuletzt an Vorbehalten gegenüber Zwangsarbeitern, welche teilweise beschuldigt wurden, sie hätten „freiwillig“ mit der faschistischen Administration zusammengearbeitet. Richter kommt zu dem zusammenfassenden Urteil: „Auffällig ist vor allem die große Diskrepanz zwischen dem Umgang mit den Tätern und Mittätern einerseits und den Opfern andererseits. Mit denjenigen, die an den Verbrechen beteiligt oder in sie verstrickt waren, wurde in unserer Gesellschaft sehr nachsichtig umgegangen“, den Opfern wurden „Almosen gegeben, und ihr Schicksal wurde verdrängt und vergessen“ (S. 529). Erst mit der Errichtung der Gedenkstätte kann man von einem würdigen Verhältnis zu diesen Opfern faschistischen Terrors sprechen.

Gunnar Richter: Das Arbeitserziehungslager Breitenau (1940–1945): Ein Beitrag zum nationalsozialistischen Lagersystem. Straf-lager, Haftstätte und KZ-Durchgangslager der Gestapo-Stelle Kassel für Gefangene aus Hessen und Thüringen. Kassel: Winfried Jenior Verlag, 2009

Ulrich Schneider

Das Überleben eines Homosexuellen im Nationalsozialismus

Alexander Zinns äußerst lesenswertes Buch über das Schicksal eines Homosexuellen während des NS-Regimes verdankt seine Entstehung einem Zufall. Als 2008 in Berlin das Mahnmal für die homosexuellen Opfer des NS-Terrors eingeweiht werden sollte, meldete sich die Angehörige eines noch lebenden Zeitzeugen beim Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD). So entstand der Kontakt zu jenem Mann, dessen Geschichte Zinn in seinem Buch ausführlich schildert. Zwar sind in den vergangenen Jahren erfreulicherweise zahlreiche Publikationen über die Verfolgung Homosexueller im Nationalsozialismus erschienen, doch finden sich darunter kaum Zeitzeugenberichte. Denn mit der Befreiung von der NS-Diktatur endete für Schwule und Lesben nicht die Gefahr, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung verhaftet und vor Gericht gestellt zu werden. Viele verfolgte Schwule und Lesben trauten sich schon deshalb nicht, ihre Geschichte publik zu machen. Der von den Nazis verschärfte §175 blieb bis 1969 in Kraft, und erst 2002 erfolgte eine symbolische Rehabilitierung der vom NS-Regime nach dem Unrechtsparagrafen verurteilten Homosexuellen. Für viele der Betroffenen mag dies zu

spät erfolgt sein, da die Anzahl noch lebender Zeitzeugen inzwischen minimal sein dürfte.

Vor diesem Hintergrund ist Alexander Zinns Vorhaben, einem verfolgten Schwulen Gehör zu verschaffen, nicht hoch genug zu bewerten. Und Rudolf Brazdas ungewöhnliche Lebensgeschichte erzählt nicht nur von Bedrohung und Verfolgung, sondern auch von einem unbändigen Lebenswillen und dem Bemühen, auch unter sehr schwierigen Bedingungen das Recht auf die eigene Identität zu leben.

Rudolf Brazda wird 1913 als Kind tschechischer Einwanderer in der Nähe von Altenburg geboren. Schon früh in seinem Leben macht er Erfahrung damit, anders zu sein. Dies liegt nicht nur an seiner Herkunft, denn bereits als Jugendlicher entdeckt er seine Homosexualität. Rudolf lernt schließlich seine erste große Liebe kennen, mit der er bald darauf zusammenzieht. Das ist äußerst ungewöhnlich für jene Zeit, insbesondere im Jahre 1934. Denn die Nationalsozialisten lassen bereits kurz nach der Machtübernahme klar erkennen, dass sie schwule und lesbische Lebensformen nicht tolerieren. Durch einen Erlass vom Februar 1933 werden viele Bars und Cafés, die als Treffpunkte Homosexueller gelten, geschlossen. Vereinigungen und Publikationen werden verboten, und im Herbst 1934 setzt die erste systematische Verfolgungswelle ein.

Rudolf und seinem Freund Werner gelingt es zunächst noch, ihre Beziehung in gewisser Unbekümmertheit zu leben. Mit der deutlichen Verschärfung des § 175 im Jahre 1936 weitet sich die Verfolgung Homosexueller aber auch zunehmend auf die ländlichen Regionen aus. 1937 schließlich wird Rudolf mit zahlreichen anderen Schwulen verhaftet und in den sogenannten Altenburger Homosexuellenprozessen verurteilt. Von den 44 Verhafteten werden 42 zu mitunter mehrjährigen Gefängnisstrafen abgeurteilt; Rudolf kommt für sechs Monate ins Gefängnis. Kurz nach Verbüßung seiner Haftstrafe wird er aus Deutschland ausgewiesen. Rudolf geht für einige Jahre nach Karlsbad und tingelt zeitweise mit einer jüdischen Schauspieltruppe über die Dörfer und Städte. Doch mit den zunehmenden antisemitischen und antitschechischen Übergriffen im Sudetenland, wird auch dort die Lage für ihn immer gefährlicher. 1941 erfolgt seine erneute Verhaftung, da man ihn wegen seiner Homosexualität denunziert hatte. Es folgen ein erneuter Prozess und eine vierzehnmonatige Haftstrafe. Im Anschluss kommt Rudolf jedoch nicht mehr frei; als „Wiederholungstäter“ bleibt er in Schutzhaft und wird anschließend in ein KZ überstellt. Dieses Schicksal teilt er mit vielen anderen Homosexuellen. Insbesondere in den letzten Kriegsjahren steigt die Anzahl schwuler Häftlinge in den KZs signifikant an. Brazda gelangt im August 1942 nach Buchenwald, wo er bis zur Befreiung des Lagers inhaftiert bleibt. Die Überlebenschancen der Häftlinge mit dem Rosa Winkel in Buchenwald sind denkbar schlecht. Viele werden im Steinbruch zu Tode geschändet, oder sie werden Opfer der zahlreichen Menschenversuche. Und auch innerhalb der unterschiedlichen Häftlingsgruppen begegnet man den Schwulen vielfach mit Misstrauen und offener Ablehnung.

Rudolf gelingt es allerdings aufgrund seines einnehmenden Wesens und kommunikativen Geschicks, überlebenswichtige Kontakte zu vielen anderen Häftlingen aufzubauen. Dadurch steigt er in der Lagerhierarchie auf und schafft es schließlich, im Dachdeckerkommando zu arbeiten. Rudolf hat das Glück, die unmenschliche KZ-Haft zu überleben. Nach der Befreiung kehrt er Deutschland den Rücken und lebt fortan in Frankreich.

Alexander Zinn gelingt es in seinem Buch, die Geschichte über die Verfolgung Homosexueller

im NS-Regime um einen Zeitzeugenbericht zu bereichern. Hierzu führte er nicht nur zahlreiche Interviews mit Rudolf Brazda, Zinn recherchierte auch sehr gründlich für sein Buch. Er setzte sich nicht nur mit der gängigen Forschungsliteratur auseinander, sondern er ging Brazdas Lebensspuren auch in zahllosen Archiven und Dokumentationszentren nach. Man spürt beim Lesen, mit welch großem Respekt und Einfühlungsvermögen sich Zinn der Lebens- und Leidensgeschichte Rudolf Brazdas nähert. Herausgekommen ist dabei ein intensives Dokument, das dazu beiträgt, Homosexuelle als Opfergruppe des NS-Regimes erneut stärker in den Blickpunkt zu rücken. Dies war auch das Anliegen Rudolf Brazdas, der seine Geschichte erzählen wollte: „Damit so etwas nie wieder passiert.“ Leider kann er die Wirkung des Buches nicht mehr erleben. Im August 2011 ist er im Alter von 98 Jahren im Elsass gestorben.

Alexander Zinn: „Das Glück kam immer zu mir.“ Rudolf Brazda – Das Überleben eines Homosexuellen im Dritten Reich. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2011.

André Wilkening

Antifaschistische Positionen zur Gedenkpolitik

Im April 2010 veranstaltete die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) gemeinsam mit zahlreichen Partnerorganisationen in Berlin eine Konferenz unter dem Titel „Einspruch! Antifaschistische Positionen zur Geschichtspolitik“. Dabei sollten aktuelle Geschichtsbilder und geschichtspolitische Tendenzen hinsichtlich der Bewertung und den Umgang mit dem Nationalsozialismus diskutiert werden. Die Beiträge dieser Konferenz wurden 2011 von Heinrich Fink und Cornelia Kerth herausgegeben.

Der Band gliedert sich in vier Hauptteile, in denen jeweils „Einspruch“ erhoben wird: Gegen eine „grundlegende Neubewertung der Geschichte Europas im 20. Jahrhundert“ mittels Totalitarismusformeln, gegen deutsche Opferkonstruktionen, gegen den Mythos einer „sauberen Wehrmacht“ sowie gegen ein nivellierendes Gedenken an die Opfer „diktatorischer Herrschaft in Deutschland zwischen 1933 und 1990“.

Besonders hervorzuheben ist die Beteiligung ehemaliger Widerstandskämpfer und NS-Opfer an der Konferenz. In seinem Eröffnungsbeitrag referierte der mittlerweile verstorbene Präsident der Fédération Internationale des Résistants, Michel Vanderborght, über die Bedeutung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus für das historische Bewusstsein Europas nach 1945; Rosario Bentivegna, Mitglied der Partisanengruppe Brigate Garibaldi in Rom 1943/44, legte einen Erinnerungsbericht über seine Motivation, dem bewaffneten Widerstand beizutreten, ab; die Schlussworte der Konferenz sprach Adam König, Überlebender der Konzentrationslager Sachsenhausen, Auschwitz, Mittelbau-Dora und Bergen-Belsen.

Da sich die Konferenz nicht an ein wissenschaftliches Fachpublikum, sondern an geschichtspolitisch interessierte AntifaschistInnen auch ohne tiefgehende Vorkenntnisse richtete, ist zu verstehen, dass der wissenschaftliche Ertrag des Bandes eher gering ist. Vielmehr sind die Beiträge als Einführung in zentrale Problemfelder der Geschichts- und Erinnerungspolitik zu verstehen. So geben etwa die Beiträge von Wolfgang Wippermann zu Faschismustheorien,

von Hannes Heer zur Rolle der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg sowie von Detlef Garbe zur geschichtspolitischen Bedeutung von Gedenkstätten als „authentische Orte“ die Ergebnisse vorangegangener Arbeiten der Autoren in Kürze wieder, die einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden sollen. Ulrich Sanders Vortrag zur „Traditionspflege“ der Bundeswehr fasst weitestgehend die Auseinandersetzungen der vergangenen Jahre über die von den Mittenwalder Gebirgsjägern im Zweiten Weltkrieg verübten Massaker und deren von deutscher Seite überwiegend ausgebliebene strafrechtliche Verfolgung wie auch öffentliche Thematisierung nach 1945 besonders in Hinblick auf die politische Legitimierung heutiger Auslandseinsätze der Bundeswehr zusammen. Moshe Zuckermann widmet sich in einem sehr kurz gehaltenen Beitrag der „Ideologie des Vergleichs“ zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus, Kurt Pätzold kritisiert die einschlägigen Opferdiskurse, etwa in Bezug auf die deutschen „Heimatvertriebenen“ oder die Bombardierung Dresdens. Besonders interessant ist der daran anschließende Beitrag von Holger Politt, Vorstand der Deutsch-Polnischen Gesellschaft, der die Bedeutung des Hitler-Stalin-Pakts und der darin festgelegten Annexion der polnischen Ostgebiete durch die Sowjetunion als Grundlage der 1945 beschlossenen „Westverschiebung“ Polens sowie der sich daraus entwickelnden Herausforderungen für die polnische Nachkriegsgesellschaft behandelt.

Einen besonderen Schwerpunkt der Tagung bildeten zugleich Referate über die gegenwärtige Gedenkkultur und zukünftige Aufgaben der Gedenkstätten. Rosel Vadehra-Jonas, Vorsitzende der Lagergemeinschaft Ravensbrück, betont den Stellenwert der KZ-Gedenkstätten als Erinnerungsorte der Überlebenden und warnt vor einer Entpolitisierung der Erinnerungsorte. Peter Fischer, der in seinem Beitrag die Grundpositionen des Zentralrats der Juden zur Gedenkstättenpolitik darlegte, verweist hierbei auf die schwierige Herausforderung, das „Vermächtnis“ der Überlebenden nach dem Schwinden der ZeitzeugInnen weiter zu tragen und warnt vor Tendenzen einer „Waagschalenmentalität“ im Sinne einer „Einebnung der Geschichte unter dem Begriff ‚Totalitarismus‘“ ebenso wie vor wachsendem Antisemitismus, einer Normalisierung der Erinnerungskultur sowie wieder „aufkommender Ignoranz“ gegenüber jüdischen Organisationen u.a. bei Gedenkfeierlichkeiten: „Wenn Gedenkroutine um sich greift und politische Verbeugungen in den Vordergrund geraten, dürfen wir nicht schweigen, weil ansonsten die humanitären Erfordernisse der Beachtung von leidgeprüften Menschen im Räderwerk von Protokoll und Medieninteresse zermalmen werden.“

Besonders lesenswert ist zudem der Beitrag von Silvio Peritore, Vorstandsmitglied des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, der darauf hinweist, dass der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma bis heute nicht nur in der öffentlichen Erinnerung an die NS-Opfer weitgehend inexistent ist, sondern auch zumeist von Seiten der Politik, der Wissenschaft, der Medien wie auch der Gedenkstätten ignoriert wird und antiziganistische Stereotype und Vorurteile bis heute kontinuierlich erhalten bleiben, weshalb gegenwärtige gesellschaftliche Benachteiligung, rassistische Diskriminierung und Gewalt gegen Sinti und Roma kaum auf Empörung stoßen: „Ursachen sind eine von Versäumnissen geprägte Erinnerungsarbeit sowie eine vorurteilsschürende Medienberichterstattung. Wenn der Völkermord an den Sinti und Roma verschwiegen oder gar verleugnet wird, besteht dieser absurden Logik folgend auch keine historische Verantwortung für die Betroffenen in der Gegenwart.“

Zusammenfassend kann der Tagungsband gut als Einführungslektüre in verschiedene Felder der Geschichts- und Erinnerungspolitik dienen, deren AutorInnen jedoch bewusst auf eine „neutrale“ Sichtweise verzichten und in der Mehrzahl dezidiert linke oder antifaschistische Positionen vertreten. Zu bemängeln ist sicherlich die Kürze vieler Beiträge, wodurch einige Themen nur gestreift werden können und nur wenige Inhalte vermitteln. Eine Zusammenfassung der an die Vorträge anschließenden Diskussionsrunden wäre hier sicher sinnvoll gewesen.

Heinrich Fink/Cornelia Kerth (Hg.): Einspruch! Antifaschistische Positionen zur Geschichtspolitik. Köln: PapyRossa, 2011

Marco Brenneisen

Hitlers Brückenkopf in Schweden

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gelingt es dem Auswärtigen Amt, den Mythos der Unschuld an den Verbrechen des NS-Regimes zu etablieren: Die Tätigkeiten der Mitarbeiter hätten sich einzig auf die Aufrechterhaltung des diplomatischen Dienstes ohne jeglichen Einfluss nationalsozialistischer Ideologie konzentriert. Ein ähnliches Bild wird von Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft in Stockholm gezeichnet. Diese sollen mit Ende des Zweiten Weltkrieges versucht haben darzustellen, Schweden aus dem Krieg der Großmächte heraushalten zu wollen.

Einen wichtigen Beitrag zur Revidierung dieser Aussage und zur Analyse der realen Tätigkeit der Gesandtschaft in Schweden zwischen 1933 bis 1945 leistet Daniel B. Roth durch die 2007 an der Universität Flensburg eingereichte und nun leicht überarbeitet publizierte Dissertation unter dem Titel „Hitlers Brückenkopf in Schweden – Die deutsche Gesandtschaft in Stockholm 1933–1945“.

Innerhalb seiner Monografie differenziert Roth zwischen der Tätigkeit der deutschen Gesandtschaft in der sechsjährigen Vorkriegszeit und dem Zeitraum des Krieges ab 1939. Der erste Bereich widmet sich dem strukturellen Wandel der deutschen Gesandtschaft in Stockholm in der sechsjährigen Vorkriegsperiode sowie deren politischen und ideologischen Prämissen. Anschließend fokussiert Roth das Agieren der Gesandtschaft zur Kriegszeit und stellt, neben der personellen Umstrukturierung, die Integration Schwedens in die deutschen Kriegsanstrengungen, die schwedische „Neutralitätspolitik“ sowie die veränderte deutsche Machtposition gegen Ende des Krieges dar.

Die vom NS-Regime geführte Außenpolitik zielte seit der Machtergreifung im Jahre 1933 auf die „Wiedergewinnung einer Großmachtstellung“ (S. 159). Evident für dieses Vorhaben waren die Aufrüstung und die darauf folgende militärische Expansion, welche u.a. durch die Schaffung eines gesicherten Zugangs zu rüstungs- und kriegswichtigen Gütern durch die deutsche Gesandtschaft in Stockholm unterstützt wurde. Das Interesse an gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen war sowohl im Deutschen Reich, als auch in Schweden vorhanden, so dass bereits 1934 ein Handelsabkommen zwischen beiden Staaten geschlossen wurde. Ein „Dorn im Auge der deutschen Schwedenpolitik“ (S. 159) bildete jedoch die vornehmlich negative Einstellung der schwedischen Öffentlichkeit sowie Presseberichterstattung gegenüber der NS-Diktatur. Daher fokussiert sich die

deutsche Gesandtschaft auf Propagandaarbeit und Überwachung der schwedischen Presse, um ein pro-deutsches Bild schaffen zu können.

Während Schweden bereits in der Vorkriegsphase eine Schlüsselrolle für die deutschen Rüstungsvorhaben inne hatte, erlangte es auch in den Kriegsjahren eine besondere Rolle als Handelspartner für die kriegs- und rüstungswichtigen Güter und diente – trotz der propagierten Neutralität – als wichtiges Transitland für die deutsche Wehrmacht zum Transport von Waffen, Materialien und Soldaten von Norwegen über Schweden an die finnische Ostfront.

Durch einen massiven Ausbau der deutschen Gesandtschaft – von anfänglich 28 Mitarbeitern bei Kriegsbeginn auf 218 im Herbst 1943 – sollte der Einfluss auf die schwedische Sammlungsregierung gesteigert werden. Der massiven Zunahme an deutsch-feindlicher Einstellung seitens der schwedischen Öffentlichkeit und Berichterstattung nach der Okkupation Dänemarks und Norwegens sollte durch Subventionierung kollaborationswilliger schwedischer Zeitungen und Nachrichtenagenturen entgegen gewirkt werden. Gegen Ende des Kriegs schwand die deutsche Machtposition in Nordeuropa und somit auch das Druckmittel zur Einflussnahme auf die schwedische Sammlungsregierung. Dies minderte letztendlich auch die schwedische Bereitschaft zur Unterstützung des NS-Regimes.

Daniel B. Roth thematisiert in „Hitlers Brückenkopf in Schweden“ nicht nur die Entwicklung und Vorgehensweise der deutschen Gesandtschaft und ihren vergeblichen Versuch der Einflussnahme auf die schwedische Öffentlichkeit, sondern auch das Austarieren der schwedischen Regierung zwischen ihrer oft propagierten Neutralität und der nahezu aktiven Beeinflussung des Kriegsgeschehens. Dies zeigt die herausragende Recherchearbeit des Autors, welcher neben den Forschungsarbeiten im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, im Bundesarchiv in Berlin-Lichtefeld, Dahlwitz-Hoppegarten und Koblenz, im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg ebenso das Riksarkivet Stockholm sowie das Stockholmer Archiv der schwedischen Sicherheitspolizei konsultierte.

Neben der Angabe von biografischen Daten führender Gesandtschaftsangehöriger, welche Orientierung in der Vielzahl der genannten Namen bietet, und der Verwendung eines Personenregisters helfen die Darstellungen des Organisationsaufbaus der Gesandtschaft in Stockholm zum Verständnis der internen Vorgehens- und Arbeitsweise.

Unerfreulich ist jedoch die Vielzahl an Rechtschreibfehlern, die durch ein gründliches Lektorat zu verhindern gewesen wäre.

Dennoch stellt „Hitlers Brückenkopf in Schweden“ einen informativen und wichtigen Beitrag zur Darstellung des Wirkens der Gesandtschaftsmitarbeiter dar und revidiert durch Nutzung und Auswertung deutscher wie schwedischer Quellen den nach dem Zweiten Weltkrieg gezeichneten Mythos der Unschuld – vor allem auf deutscher, aber auch auf schwedischer Seite. So trägt dieses Werk ebenso seinen Teil zur Aufarbeitung der schwedischen „Neutralität“ während des Zweiten Weltkrieges bei.

Daniel B. Roth: Hitlers Brückenkopf in Schweden. Die deutsche Gesandtschaft in Stockholm 1933–1945. Berlin: LIT Verlag, 2009

Sebastian Willert